

KOMMUNIKATION ZWISCHEN ORIENT UND OKZIDENT.
ALLTAG UND SACHKULTUR

Kurzfassungen der Kongreßreferate

Die Handelsbeziehungen zwischen Byzanz, den italienischen Seestädten und der Levante vom 10. Jahrhundert bis zum Ausgang der Kreuzzüge

RALPH-JOHANNES LILIE, BERLIN

Bekanntermaßen bildet die Mittelmeerwelt in der Spätantike noch eine Einheit, die einen lebhaften Fernhandel nicht nur zuließ, sondern geradezu erforderte. Diese Einheit erfährt erste Erschütterungen mit dem Zerfall des *Imperium Romanum* und zerbricht dann endgültig mit der Expansion des Islam, ohne daß dieser die einzige Ursache für diesen Zusammenbruch gewesen wäre. Im 8. und 9. Jahrhundert kann jedenfalls von Fernhandel in nennenswertem Umfang zwischen dem westlichen und dem östlichen Mittelmeerraum – der Levante – nicht mehr gesprochen werden, was einzelne, auch regelmäßige Handelsunternehmungen keineswegs ganz ausschließt. Aber das Niveau dieses Handels ist weder mit demjenigen der Spätantike noch dem des hohen Mittelalters vergleichbar.

Ebensowenig sind, mit der Ausnahme Venedigs und Amalfis, die italienischen Handelsstädte schon so weit entwickelt, daß sie in größerem Maße Fernhandel hätten treiben können. Genua und Pisa können in diesen Jahrhunderten noch froh sein, wenn sie sich gegen Langobarden und Araber überhaupt ihrer Haut wehren können. Demgegenüber profitieren Venedig und Amalfi beide von dem Umstand, mehr oder weniger direkt zum byzantinischen Machtbereich zu gehören. Aber auch ihr Handel ist eher mit der Vermittlung von Luxuswaren – Seide, Gewürze und dgl. – ausgelastet, bisweilen auch mit dem Transport von Pilgern ins Hl. Land, der aber erst ab dem 10. Jahrhundert ein bedeutenderes Ausmaß erreicht, um dann allerdings immer weiter anzuschwellen.

Im 11. Jahrhundert mindert sich die Bedeutung Amalfis, das schließlich unter die Herrschaft der unteritalienischen Normannen gerät, damit seiner bis dahin bevorzugten Stellung in Byzanz verlustig geht und schließlich keine Rolle mehr spielt. Venedig hingegen kann als Bezahlung für seine Bündnistreue gegen dieselben Normannen in Byzanz Privilegien erreichen, die ihm eine, selbst gegenüber den Byzantinern, bevorzugte Stellung einräumen.

Die große Wende im 11. Jahrhundert bringt der erste Kreuzzug. Die Etablierung lateinischer Herrschaften in der Levante zieht nun auch Genua und Pisa, die beide bis dahin fast ausschließlich im westlichen Mittelmeer engagiert waren, in den Vorderen Orient hinein. Die Kreuzfahrerstaaten in Syrien und Palästina brauchten ständige Unterstützung aus dem Westen, die nach Lage der Dinge nur über See erfolgen konnte, und Venedig war andererseits wegen seiner Stellung in Byzanz nicht von vorneherein zu einem bedingungslosen Engagement in den Kreuzfahrerstaaten bereit. So war die Situation für Genua und Pisa günstig.

Hinzu kommt im 11. Jahrhundert eine Veränderung der Bevölkerungszahl in Norditalien, die dazu führt, daß die wachsende Bevölkerung nur noch mit Mühe aus dem Land selbst ernährt werden kann. Byzanz bietet sich hier als Produzent an, da es selbst in dieser Zeit eher Agrarüberschüsse produziert zu haben scheint.

Zugleich wurde Ägypten zu einem Hauptexporteur, vorwiegend von Gewürzen, auf die es praktisch ein Monopol besaß, aber auch von Alaun und Baumwolle.

Die Kreuzfahrerstaaten spielen als Exporteure praktisch keine Rolle, sind jedoch für den Pilgertransport die ganze Zeit hindurch von ausschlaggebender Bedeutung.

Einen gewissen Umschwung erhält diese Entwicklung um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert und dann wieder um die Mitte des 13. Jahrhunderts: Der Verlust Jerusalems 1187 an Saladin löst nicht nur den Dritten Kreuzzug aus, der zur Gründung des lateinischen Königreichs Zypern führt, sondern läßt die Kreuzfahrerstaaten noch viel abhängiger von auswärtiger Hilfe werden als je zuvor. Als eigenständiger Machtfaktor im Vorderen Orient, der sie bis in die siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts noch gewesen waren, treten sie jedenfalls weit zurück.

Gleichfalls führt die Eroberung Konstantinopels durch das Heer des Vierten Kreuzzugs zu einer Verlagerung der Handelsströme und zu einer gewissen Neuordnung im Levantehandel. Obwohl Venedig hier zunächst der einzige Gewinner zu sein schien, mußte es sich bald der starken Konkurrenz Genuas erwehren, das nun gleichfalls ins Schwarze Meer vordrang und an dessen Ostende Handelsstützpunkte gründete, die den Fernhandel mit Rußland und Zentralasien zumindest teilweise an sich ziehen konnten.

Diese Entwicklung verstärkte sich noch mit der Entstehung des Weltreichs der Mongolen, das jetzt selbst China dem Fernhandel zu öffnen

schien und zeitweilig eine Möglichkeit bot, den Sperriegel Ägyptens zu umgehen.

Am Ende des 13. Jahrhunderts haben die italienischen Fernhandelskaufleute, vor allem diejenigen Venedigs und Genuas, jedenfalls den Handel im östlichen Mittelmeer und im Schwarzen Meer fast völlig an sich gezogen, und einige ihrer Kaufleute drangen bis nach Indien und China vor. Die Isolierung des Abendlands, die im frühen Mittelalter festzustellen ist, hatte ihr Ende gefunden.

Allgemeine Literatur zu dem Thema:

W. HEYD, *Histoire du Commerce du Levant au Moyen Age*, 2 Bde. Leipzig 1885/86 (Neudruck Amsterdam 1967).

A. SCHAUBE, *Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge*. München-Berlin 1906.

R.-J. LILIE, *Handel und Politik zwischen dem byzantinischen Reich und den italienischen Kommunen Venedig, Pisa und Genua in der Epoche der Komnenen und der Angeloï (1081-1204)*. Amsterdam 1984.

D. CLAUDE, *Der Handel im westlichen Mittelmeer während des Frühmittelalters, Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa 2* (Abh. Ak. Göttingen, philol.-histor. Kl. 3/144) Göttingen 1985.

A. R. LEWIS, *Nomads and Crusaders A.D. 1000-1368*. Bloomington/Indianapolis 1988.

M.-L. FAVREAU-LILIE, *Die Italiener im Heiligen Land vom ersten Kreuzzug bis zum Tode Heinrichs von Champagne*. Amsterdam 1989.

(Die hier aufgezählten Titel sollen nur einen Einblick in die engere Problematik des Themas bieten. Daneben sind für einen allgemeinen Überblick natürlich die bekanntesten Sammelwerke zur Geschichte und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters heranzuziehen)

Die byzantinischen Gesandten als Vermittler materieller Kultur vom 4. bis ins 11. Jahrhundert

TELEMACHOS LOUNGHIS, ATHEN

Als Vermittler ihrer materiellen Kultur beeindruckten die byzantinischen Gesandten im Westen immer wieder durch Prunk und Reichtum, die im oströmischen Reich zweifellos unerschöpflich sein mußten; so berichten wenigstens viele überlieferte Quellenbelege. Prunk und Reichtum bilden das Hauptkennungszeichen einer byzantinischen Gesandtschaft, deren Kommen – wie bekannt – im Westen als große Ehre angesehen wurde. Damit kann auch relativ leicht die alte Frage beantwortet werden, warum die lateinischen Quellen des Westens viel häufiger Nachrichten über byzantinische Gesandtschaften liefern als die eigenen griechischen Quellen: In Konstantinopel wurde die Entsendung einer Gesandtschaft ins Abendland als eine mehr oder weniger gewöhnliche Tatsache betrachtet, während es in Regensburg oder in Ingelheim natürlich großes Aufsehen erregte, wenn etwa von einer solchen Gesandtschaft ein großes Kreuzpartikel (*partem non modicam salutiferae Crucis*, Ann. Fuld. 872) überreicht wurde. Derartige Geschenke betonten in besonderem Maß die gemeinsame christliche Kultur, die auch über große Entfernung bestehen blieb. Wenn die Kultur des Empfängers und Absenders gemeinsam ist, dann entscheidet man sich in der Beurteilung natürlich zugunsten der reicheren von beiden, welche von den westlichen Empfängern mit bewundernden Worten beschrieben wird.

Prunk und Reichtum bilden auch unentbehrliche Bestandteile der Betonung byzantinischer Oberhoheit über andere Gebiete. Hervorzuheben sind etwa die Insignien hoher Hofränge, welche die oströmischen Kaiser ihren nominellen Untertanen verliehen. Kein geringerer als Prokop von Kaisareia beschreibt bis ins Detail die römische Art der Kleidung eines Führers der Mauritaner, welcher dieser von Belisar selbst erhalten hatte (BV I, 25, 3–8). Andere Geschenke dagegen, wie z. B. goldene Tische und Betten oder der kaiserlichen Ausstattung entsprechende Hüte und Gürtel, die von Kaiser Maurikios an Chosroes, den Thronfolger der Perser, gesandt wurden, sollten das Gleichgewicht zwischen Großmächten der Spätantike betonen (Simok. V, 3, 7). Neben 144.000 Solidi (älterer Prägung, nachdem

diese Botschaft aller Wahrscheinlichkeit nach ins Jahr 1082 zu datieren ist), sandte Kaiser Alexios I. an Kaiser Heinrich IV. auch 100 *blattia* (es ist nicht klar, ob es sich hier um Laien- oder Kirchengewänder handelt, Ann. Komn. III, 10, 4).

Um die byzantinische Oberhoheit im Westen und sogar in Italien zu sichern, versprach Justinian I. dem Ostgotenkönig Teodahat durch seine Gesandten beträchtliches Grundvermögen aus dem kaiserlichen *Patrimonium* (Prokop BG I, 6, 22–27); derselbe Kaiser überließ den Langobarden Städte in Noricum und Festungen in Pannonien, zu denen ganze Dörfer gehörten, sowie nicht geringe Geldsummen (BG III, 33, 10). Der "Plebeier"-Kaiser Phokas, dessen Beziehungen zum Heiligen Stuhle immer sehr eng waren, bestätigte seine Oberhoheit über Rom unter anderem auch durch Baurechte, die er den Päpsten Bonifaz III. (607) und Bonifaz IV. (608–615) verlieh (LP I, 316–317, Paul. Diak. IV, 36).

Die merkwürdigste Sendung von Geschenken, welche die byzantinische materielle Kultur veranschaulichen sollten, fand m. E. im Jahre 757 statt, als Kaiser Konstantin V. *misit regi Pippino inter alia dona organum, quod antea non visum fuerat in Francia*. Diese wenigstens ungewöhnliche Erwähnung der *Annales Mettenses Priores* wird von weiteren sieben annalistischen Quellen wiederholt, was nichts anderes als die Bewunderung der Empfänger sowie die weite Ausstrahlung eines solchen Ereignisses verrät. Im Bereich der Musikinstrumente kennt man nur einen ähnlichen Fall – allerdings von geringerer Bedeutung – in Kassiodors *Variae* (II, 40), in welchem der berühmte Patrizier Anicius Boethius von Theoderich dem Großen veranlaßt wird, einen guten Gitarrespieler und Sänger, den der fränkische König Chlodwig benötigte, zu suchen. Derselbe Boethius, vielleicht ebenfalls im Jahr 507, wurde von König Theoderich mit der Aufgabe betraut, eine mechanische Uhr (*horologium*) für den Burgunderkönig Gundbald zu suchen (Var. I, 45). Obwohl derartige Erwähnungen nur sehr selten sind, können wir wohl mit Recht vermuten, daß durch solche Sendungen und Begebenheiten die materielle Kultur der Spätantike in die germanischen Königreiche Westeuropas vermittelt wurde.

Auch Kirchenggeräte und andere Luxuswaren waren als Geschenke im Rahmen der gemeinsamen Kultur von großer Bedeutung, wie die Quellen berichten: Unter Papst Hormisdas und Kaiser Justinian I., also zwischen 518 und 523, ... *venerunt Romam multa vasa argentea de Graecias* (sic! LP I, 271) durch den kaiserlichen Gesandten Symmachus. Dem gehorsamen Papst Vitalian (657–672) schenkte Kaiser Konstantin II. ... *evange-*

lia gemmis albis mirae magnitudinis in circuitu ornata (Marianus Scotus 676). Ein anderer *Cristallus mirae magnitudinis, auro gemmisque praeciosis ornatus* wurde 872 König Ludwig dem Deutschen geschenkt, wie uns die *Annales Fuldenses* berichten, mit dem weiteren Hinweis, daß die unbekanntenen byzantinischen Botschafter ehrenvoll empfangen wurden (*honorifice suscepti*). In dieser Beziehung dürfen auch nicht die zwei kunstvoll geschnitzten Türen aus Elfenbein (*duas portas eburneas merifico opere sculptas*) vergessen werden, die Fortunatus, Patriarch von Grado, mit weiteren griechischen Geschenken im Jahr 803 nach Selz an der Saale brachte.

Der heutige Cod. Parisinus gr. 437, der die Schriften des Pseudo-Dionysios Areopagites enthält, ist gleichfalls ein symbolisches Geschenk an das westliche Kaiserreich aus dem Jahre 827. Ausgehend vom Interesse des Abtes Hilduin von St. Denis hatte Kaiser Ludwig der Fromme schon 824 eine Originalhandschrift desselben aus Byzanz angefordert, und das Geschenk von 827 muß als Vorlage für die vollständige Übersetzung dieser Schriften (gegen 835) gedient haben. Genau wie bei den Sendungen heiliger Reliquien werden wir auch in bezug auf die Übermittlung von Handschriften oft im Unklaren gelassen, da sie in den erhaltenen Quellen nicht so sorgsam verzeichnet wurden wie etwa Luxusgegenstände.

Die Frage, ob der Gesamteindruck von Byzanz im Westen jener hohen Ebene der materiellen Kultur entsprach, muß offen bleiben. Man kann jedenfalls nicht leugnen, daß mancher Eindruck, den wir aus den Quellenbelegen erfahren, auf gewisse unangenehme Überraschungen bzw. Enttäuschungen im Westen hindeutet. Dies kann etwa mit relativer Sicherheit für die Jahre 634 und 798 angenommen werden. Im ersten Fall (634) mußte der Frankenkönig Dagobert I. auf Befehl des Kaisers Herakleios alle Juden innerhalb seiner Reiches zur Taufe zwingen (Fredeg. IV, 65; Gesta Dag. 24); im zweiten Fall (798) hat die Enttäuschung mit der Blendung des jungen Kaisers Konstantin VI. durch seine eigene Mutter Eirene zu tun, was westlichen Gelehrte mit wohlbegründeter Indignation zur Beurteilung als *femineum imperium* führte (Ann. Einh. 798; Ann. Mett. 798; Ann. Laur. 801). Byzanz besaß damit einerseits eine prunkvolle materielle Kultur – deren gemeinsame Wurzeln auch geschätzt wurden –, andererseits ließen sich Abweichungen von christlichen Idealen erkennen, was im Abendland bereits relativ früh konstatiert wurde: Schon unter Papst Paul I. galten die Byzantiner (und nicht nur die Ikonoklasten) als *nefandissimi Graeci, inimici sanctae Dei ecclesiae et orthodoxae fidei expugnatores* (Cod. Car. 30: Jaffé 2357).

The Transmission of News in the Period of the Crusades

SOPHIA MENACHE, HAIFA

What informed the character and essence of "news" in the Middle Ages? What were the boundaries, if any, between "news" and information prior to the era of print? In order to understand the peculiar input of medieval communication, the process of communication today may serve as a term of reference. The growing demand for news and its broadcasting throughout the whole "global village" should be related to the development of a worldwide economy and, in parallel, the more sophisticated exigencies of modern bureaucracies. The need for reliability and speed of news in the twentieth century is thus basically dictated by the socio-political nature of the market, which can hardly allow for any margin of misinformation. On the social level as well, what may be regarded as the "news syndrome" is meant to fulfill a lack of concrete human relations in urban conglomerates. In the Middle Ages, by contrast, feudalism resulted in the intense localization of economic life; though toward the thirteenth century it gradually lost its autarchic nature, the medieval economy continued to be affected by the fragmentation of the political body. On the other hand, most people were active partners both economically and socially in the traditional society, whether in the framework of the extended family, the manor, the village, the guild, or the fraternity. Although news still fed the natural curiosity of people for the bizarre and the unknown, its role in this society was rather marginal.

In the late eleventh century, therefore, European society had not yet developed communication systems beyond elementary, archaic contacts at the political and commercial levels. Conversely, the colonial character of Crusader society made it imperative to find the most efficient transmission of news between Europe and the Levant. It is the thesis of this study that the Crusader kingdoms fostered a new socio-political reality in which efficient communication systems played a crucial role in both the internal and the external spheres with regard to Europe, but to North Africa and the Levant, as well. As such, the Crusader period presents all the characteristics of a transitional stage, in which old communication channels

acquired a new meaning but were not yet replaced by more sophisticated techniques of transmission.

The emergence of the Latin kingdoms made the transmission of information more difficult, since communications were no longer restricted to the Continent but included wide areas overseas, as well. The Christian strongholds in the Levant constantly demanded fluent communication along both shores of the Mediterranean. European society was thus confronted, for the first time in medieval history, with the imperative to assure contact with its many sons who had undertaken the Crusader vow and departed to liberate the Holy Sepulchre. The new communicational reality, moreover, included not only Crusaders but Eastern Christians, the Byzantine Empire, and the Moslems and Islam, as well. The human factor thus imposed additional difficulties on the geographical distances, since the knowledge possessed by the average "Westerner" about foreign cultures in general at that time was almost nil; nor, reciprocally, was the Moslems' information about Christians and the West much better. The cultural gap between West and East permeated all aspects of daily life and produced differing perceptions of the historical process. To mention one example, the conquest of Jerusalem on 15 August 1099, according to the Christian calendar, was registered in the years 6607 and 493, respectively, in the Byzantine and Moslem calendars, the chronological gap reflecting mental structures that were not only different but also antagonistic in many aspects. The obvious question that arises relates to the communication channels that were available at the end of the eleventh century. No less important is the question of the capability of European society to bridge, in addition to geographical distances, the cultural, political and socio-economic gaps that existed. In other words, Christendom was now faced with the added challenge of finding "the meeting point" with Islam and Byzantium; that is, opening up channels of communication not only with its own sons overseas but with Moslem and Byzantine societies, as well. Furthermore, the survival of the Christian states in the Latin East was significantly affected by their success in maintaining fluent, reliable communication with the Continent, which remained their major supplier of logistical assistance in terms of foodstuffs, war materials and manpower.

The Crusader kingdoms thus fostered a new communicational reality, whose requirements advanced European society far beyond the limitations of the feudal regime or the intermittent nature of the commercial links developed up to then. Against the localism that was inherent in feu-

dal practice, a growing number of Europeans between the eleventh and the thirteenth centuries moved between Continent and Levant; their offices – as in the case of princes, prelates, members of Military Orders and merchants – further required a constant exchange of information between distant areas. It should be noted that the growing need for an effective communication system responded not only to geographical distance but also to the accelerated pace of social change in the West and to the almost complete dependence of the Crusader kingdoms on Europe. For its part, too, Western Christendom displayed an identification with and a solidarity of feelings toward the Christian strongholds in the Holy Land (at least throughout the twelfth century). Although the technical level of transmission remained very archaic, the historical context fostered the development of a new awareness of the importance of the accuracy and efficiency of information transmission. This mixture of new and old patterns justifies an approach to the Crusader period as a transitional stage in the history of communication, the Crusades themselves being an important catalyst for further development. In many aspects, they form a prelude to the first seeds of the “communication revolution” fostered three centuries later by print.

Impediments to the Transmission of the Cultural Influence of Islam to Western Europe in the Middle Ages

NORMAN DANIEL, TORONTO (†)

We must either identify the particular impulse that elicits intercultural activity in a society or else explain why there is none. There was little innovative movement and no sustained external outlook in Europe during the first four Muslim centuries. There was considerable knowledge of Islam, but no sufficient interest.

However we evaluate Pirenne's classic thesis, the Arabs controlled the Mediterranean. The European elite was so small that existing trade could meet its needs and there was enough war at home to satisfy those who had an interest in it. Our modern society is based on the constant raising of expectation, but Europeans then had neither the consumer experience nor the expectation. The use of 'pagan' for 'Muslim' in the *chansons de geste* and elsewhere arose from an early failure to distinguish Arab invaders from Vikings and others. The word 'Saracen' is ethnic in origin and acquired the sense of 'Muslim' by extension. There were few contacts with Arabs (the Cordova martyrs, coastal raiders, occasional embassies) and they pointed forward to Crusade rather than cultural exchange.

When Europe did turn outwards with armed aggression, increased trade, higher productivity and wider interests, Islam, now perceived as a serious rival, became the object of acrimonious scrutiny, and yet was still treated defensively. There is a close likeness throughout the entire corpus of this literature and European thinkers were tied to an infrangible, cumulative and hereditary stockpile of opinions. It is likely that polemic was meant to confirm the faith of Christians rather than persuade Muslims. This links in continuity the earlier legends of Muhammad (Eulogius, Embrico, Walter of Compiègne, Hugh of Fleury) to the later more sophisticated and better informed writers, Peter the Venerable, the Koran translators and the Dominican and other scholastics, intelligible to a new class of clerics.

Polemic became increasingly deliberate and pervasive. The apprehension of 'the other' was cemented by emotion. Societies generally do not

want to form a useful concept of any different and rival culture. Social identity is jealous, and ideology protects itself. Canon law tried to isolate Christians from Muslims in Europe and overseas. As the war faded, the unrelenting character of Crusading thought is illustrated by the plans for battle drawn up by Fidenzio, and for colonisation by Dubois, even the praise of Muslims by Riccoldo and la Brocquière. Encyclopaedists like Vincent de Beauvais and annalists analogous to modern investigative journalists inevitably included some of the available polemic.

One way to measure the animosity is to compare travellers beyond Islam with those within its boundaries. Marco Polo has no polemic. William of Rubruck sometimes speaks like the priest and envoy, but more often, as *de templis eorum et ydolis et qualiter se habent in officiis deorum suorum* like an anthropologist recording points of interest. He works with Armenians and Nestorians, where Riccoldo disputed with them in the same way as he says he did with Muslims. The Far Eastern travellers broke the rational, biased, emotional pattern of thinking about 'Saracens'. A strongly held ideology protects itself. Yet an aggressive society is not always culturally destructive, witness, in modern imperial times, Sir William Jones and his colleagues in Bengal. The current ideal of 'objectivity', with all its cultural deficiencies, originated with the scholastics.

The medieval rejection of Islamic religion did not touch other subjects, but the literary influence of Arabic has been slight. It was felt to be culturally oppressive by Alvarus (9th century) but Mozarabs acculturated successfully. On European languages there was some influence in the Middle Ages (Peter Alfonso, Provençal verse, Alfonso the Learned); nothing was unquestionably successful till Galland's *1001 Nights* (late 17th century) and that was a popular oral narration, strictly not literature at all; classical poetry found few readers and there has never been a taste for the Koran.

There may have been acknowledged influences. The laws of Crusade and *jihad* are probably a case of 'convergent evolution', as I think are the unacknowledged influences suspected by George Maqdisi. Cf. also Gardet's and Anawati's *Introduction à la théologie musulmane*.

Although essential Islam was excluded, science was always admitted, and in all ages has been 'culture transferable'. The transmission of scientific translations was painless (Adelard of Bath, Hugh of Santalla, Daniel of Morley, Hermann of Carinthia). Muslim and 'pagan' philosophers were

grouped together (Roger Bacon, Aquinas, Dante). Averroism was contrary to both religions.

There is no frontier at which modern technological communication stops. Radio is 'culture free' but a world broadcast like CNN from Atlanta is 'culture bound' to its place of origin. Consumerdom is and always has been intercultural. The impediments to cultural transmission now, in our society, with its uncertain beliefs, are still basically what they once were in a more coherent world: psychological and sociological factors, such as inherited habit and historical accident, are apt to be most active in ideology, and least in the transmission of techniques.

Angewandtes Rechnen in der islamischen Welt und dessen Einflüsse auf das Abendland

ULRICH REBSTOCK, TÜBINGEN

Die Einflußnahme der orientalischen Wissenschaften auf ihre europäischen Gegenstücke ist ein ideologiegeschichtlich besetztes Thema. War man im Rahmen des Humanistenstreits bis ins 18. Jahrhundert hinein noch damit beschäftigt, die reinen griechischen Quellen vom 'ranzigen und übelriechenden Einfluß der Araber' zu reinigen¹, richtete erst das evolutionistische Interesse des 19. Jahrhunderts sein Augenmerk auf Herkunft, Weitergabe und Fortentwicklung wissenschaftlicher Leistungen im gedachten Kontinuum der menschlichen Kulturgeschichte.

Für den Anfang der Geschichte der Mathematik und ihrer arabisch-islamischen Beiträge haben zwei Namen eine geradezu repräsentative Bedeutung: Frederic Rosen 1831 mit seiner ersten vollständigen, nicht-lateinischen Übersetzung der bedeutendsten arabischen Quelle des Abendlandes, der *Algebra* von al-Ḥuwarizmī und Franz Woepcke in den 60er Jahren mit seinen breiten und vergleichenden Studien eines guten Dutzends arabischer Originalwerke.

Das Jahrhundert, das folgte, hat erstaunlich wenig zu einer Verbreiterung der Quellenbasis beigetragen – vielleicht mit Ausnahme des auch heute noch vielfach unterschätzten Schaffens von Eilhardt Wiedemann. Erst während der letzten Jahrzehnte hat die immense Editionstätigkeit hauptsächlich arabischer Mathematikhistoriker komparatistischen und historischen Studien eine neue Dimension verliehen. In der Kulturkampfatmosphäre der 'Orientalismus'-Diskussion wurde nun damit hauptsächlich Innovationsgeschichte getrieben. Die Untersuchung weniger spektakulärer Leistungen arabischer Mathematiker, ihrer Rolle für die Entwicklung der

¹ Im Vorwort der *Paradoxorum Medicinæ libri tres* (Basileae 1535) von Leonhard Fuchs (1501–1566), übers. in Felix Klein-Franke, *Die Klassische Antike in der Tradition des Islam*. Darmstadt 1980, 35. Moderater, aber noch im selben Geist, äußerte sich der Literaturgeschichtler Pierre Daniel Huet (1630–1721), vgl. dazu Klein-Franke, *ibid.* 67 ff.

islamischen Kultur und Gesellschaft und die – wie zu zeigen versucht wird – durchaus berechnete Frage nach ihrem Transfer ins abendländische Europa mußte in diesem Milieu von zweitrangiger Bedeutung bleiben.

Zwar hat schon Daoud Kasir 1931 auf das besondere Verhältnis der arabischen Mathematik zur gesellschaftlichen Praxis hingewiesen². Der Hinweis blieb jedoch eine Randbemerkung beim Versuch, die griechische Mathematik von ihren Erben abzusetzen. Erst vor einigen Jahren beschäftigte sich der Mathematikhistoriker und Mesopotamist Jens Hoyrup erneut und intensiv mit dieser Unterscheidung. Seine These der 'beiden Wunder', des griechischen und des arabischen, werde ich als einen Ausgangspunkt meiner Überlegungen benutzen³. Mit dem griechischen Wunder bezeichnet Hoyrup das Hervorbringen einer 'wissenschaftlichen' Mathematik – *scientific mathematics* nennt er sie – die, getragen von einer bestimmten und weitgehend isolierten Gelehrtengruppe eine problemorientierte und vom Alltagswissen und -bedarf losgelöste wissenschaftliche Tradition in Gang setzte. Die überall – zwischen China, Ägypten und Europa – existente vor- oder genauer 'subwissenschaftliche' Mathematik – *subscientific mathematics* –, die ubiquitäre Entstehung und Fusionsbereitschaft gleichermaßen auszeichnet, blieb davon unberührt. Das 'islamische Wunder' bedeutete die Infusion der von den Arabern rezipierten wissenschaftlichen Mathematik in die subwissenschaftlichen Techniken und Traditionen.

Der islamische *hisāb*, als welcher die Mathematik im Wissenschaftskanon internalisiert und 'islamisiert' wird, entwickelt nun ab dem 10. Jahrhundert eine Reihe von praktischen Zweigen, in denen beide Traditionen weitergepflegt und verschmolzen werden. Für die Frage ihrer möglichen Befruchtung der abendländischen Mathematik ergeben sich daraus methodische Probleme.

Wegen ihrer breiten Diffusion in der alten Welt ist der Wirkungsgeschichte der subwissenschaftlichen Mathematik mit chronologischen Abhängigkeiten nicht beizukommen. Andererseits mußte die islamische Mathematik – soweit sie nicht arabisiertes griechisches Wissen war – auf Rezeptionsschwierigkeiten im christlichen Abendland stoßen. Dort waren arabische Arithmetik, Algebra und Geometrie im 12. Jahrhundert durch lateinische Übersetzungen in klerikalen Kreisen bekannt geworden. Die

² S. Daoud Kasir, *The Algebra of Omar Khayyam*. New York 1931, 18.

³ Jens Hoyrup, *The Formation of Islamic Mathematics. Sources and Condition*. In: *Science in Context* 1:2 (1987) 281–329, 282 ff.

scholastische Lehrtradition isolierte aber die neuen Kenntnisse, vor allem das Rechnen mit Dezimalziffern, weitgehend. Der entscheidende Impuls, diese Isolation aufzuheben, kam aus den mit dem Orient eng verbundenen oheritalienischen Stadtstaaten und Sizilien, verkörpert in der Person des Leonardo von Pisa und seinem *Liber abaci* (1202, 21228).

Die Quellen für die Mathematik Leonardos sind größtenteils unbekannt. Ihre Wirkungen auf die Rechenkünste in Konstantinopel, Florenz und – zwei Jahrhunderte später – in Regensburg, Nürnberg und Leipzig sind unübersehbar, aber selten mit philologischen Mitteln beweisbar. In Byzanz treten sie Hand in Hand mit direkten arabischen, vielleicht auch persischen Einflüssen auf. In Oberitalien pragmatisieren die *maestri d'abaco* seine Arithmetik für die Bedürfnisse in Ökonomie und Verwaltung. Und im süddeutschen Raum des 15. Jahrhunderts, wo sozialökonomische Entwicklungen eine strukturelle Veränderung der Wissensvermittlung bewirkt hatten, konnte die lateinische Mathematiklehre mit einer merkantilen Rechenkunst in Berührung kommen, in welcher viele Erbstücke des *Liber abaci* wieder auftauchten. Die Rechenbücher der 'Deutschen Cossisten' kreieren mit den solcherart amalgierten Lehrinhalten eine praktische Rechenkunst, die in ihrer Form, ihrem Niveau und ihrer Orientation große Ähnlichkeit mit der arabischen *mu'āmalāt*-Literatur aufweist.

Die Erklärung für die zeitverschobene islamische und abendländische Genese einer gesellschaftlich anerkannten praktischen Rechenkunst muß die Komplexität der damit verbundenen Prozesse berücksichtigen. Aber sie kann nicht die inhaltlichen und begrifflichen Gemeinsamkeiten ignorieren, die beide verbinden. Ausgewählte Beispiele sollen diese Gemeinsamkeiten hervorheben und versuchen zu zeigen, wie die islamische Rechenkunst auf verdeckte und indirekte Weise Einfluß auf die Entstehung ihres abendländischen Pendanten genommen hat.

Astronomical Instruments between East and West

DAVID A. KING, FRANKFURT AM MAIN

Over one thousand astronomical instruments of one sort or another, including astrolabes, quadrants and sundials, survive from the Middle Ages (here generously defined as lasting until 1900 for the Islamic world and to ca 1550 for Europe). They represent but a small fraction of the instruments that were actually made, but nevertheless they bear witness to the scientific knowledge and interests of the widely-varying societies in which they were produced.

An astrolabe is a model of the universe which one can hold in ones hands; its heavenly features include a star-map, and its terrestrial features serve specific latitudes or localities. The principal function of the astrolabe is to provide a two-dimensional image of the sky as it would be seen in a given location at any specific time. It has obvious applications in timekeeping and astrology. Quadrants are mainly for timekeeping or for calculation. Sundials enable the user to reckon time from the position of the shadow cast by a gnomon.

Now the state of documentation of these important historical sources can only be regarded as catastrophic. The monumental survey of astrolabes by R. T. Gunther (Oxford, 1932), still the standard work, is long out of date, and its numerous errors have never been corrected. It features but one-quarter of the astrolabes now known. There are no surveys at all of medieval quadrants or sundials. Some of the major collections of historical instruments (in Oxford, London, Greenwich, Paris, Florence, Nuremberg, Munich, Chicago, Istanbul and Cairo) are still uncatalogued or without an adequate catalogue, and many of the most historically significant and technologically spectacular pieces are unpublished. Individual instruments have with few exceptions not received the attention and respect they deserve, which, I would claim, is akin to that merited by manuscripts. The surviving corpus of instruments constitutes a mine of information on medieval astronomy, mathematics, geography, calendrics and religious practices, calligraphy, and technology. In addition, many instruments are objects of beauty, although they are persistently overlooked

by historians of metalwork and historians of art. Some instruments deserve to be published in the minutest detail; others merit at least comparison with others from the same workshop.

When an astrolabe is published by some aficionado, inevitably in isolation, the author invariably feels a need to explain what an astrolabe is (as I have just done). But very few publications move on to the next step, to compare two or more instruments from the same workshop. The field is such that we do not have comparative studies of any single group of instruments of related provenance. Thus, for example, there is no survey of early Islamic astrolabes, nor of Italian or French or German astrolabes, let alone of European quadrants or sundials. This is also a field in which amateurs have free rein, often with disastrous consequences. Yet at least amateurs know how to appreciate an astrolabe or a sundial; most moderns, including most medievalists, have not a clue what an astrolabe is.

In an attempt to remedy this situation I have begun to prepare a critical catalogue of all surviving “medieval” instruments. A large proportion of the earliest instruments (up to ca 1500) have now been inspected at first hand. Also the related contemporary textual traditions are being consulted. The preparation of the “Mother of Catalogues”, as it is affectionately known, has already revealed a great deal of new information on medieval instrumentation. The first phase of the project (1989–1992) produced a preliminary draft of about 3000 pages; the second phase (1992–1994), funded by the German Research Organization, will attempt to move closer to the first goal, namely, to produce a publishable version for the earliest instruments (Islamic and European, to ca 1500). Progress is hampered by the fact that many museums are incapable of producing even the most commonplace of photographs, and such pictures often fail to reveal some of the most important features anyway.

There is no substitute for a direct examination of the actual instrument, but in some cases the descriptions will have to be published without illustrations; they therefore need to be appropriately detailed. Star-names, geographical latitudes and localities, variants for names of zodiacal signs and month-names – all these need to be recorded and indexed. The star-names featured on instruments provide a vast corpus of data extending far beyond that in the manuscript tradition so laboriously documented by Prof. Paul Kunitzsch of Munich. Unusual Latin or vernacular month-names have already served to identify the provenance of several items. Numeral forms, calligraphy, special artistic features – all these need to be

recorded and documented in graphic indexes. When this is done there will be material in plenty for amateurs and professionals alike.

In this paper some instruments of particular historical interest will be discussed in an attempt to draw attention to the wealth of information which they can reveal. These instruments further provide a remarkable example of transmission of ideas within the framework of this Symposium:

- They are mainly Greek in origin (the quadrant, however, was an Islamic invention).
- They reached their zenith in the world of Islam from the tenth to the fourteenth century.
- The basic instruments, devoid of most of the Muslim innovations, were transmitted piecemeal to Europe in the tenth century.
- The art of instrumentation recovered slowly in Europe during the later Middle Ages and Renaissance.
- After the fifteenth century instrumentation languished in the Islamic world, although in some regions (mainly Persia, India and the Maghrib) competently-made and often highly ornate astrolabes were still produced.
- Individual pieces often reveal complicated histories: Islamic instruments with additions or replacement parts by Europeans or by Indians (in Sanskrit); European instruments with additions or replacement parts by Muslims. (Thus, for example, we can point to an early-thirteenth-century astrolabe from Seville with a replacement rete made in Louvain in the late sixteenth century; an early-fourteenth-century Maghribi astrolabe with a replacement plate made by a Syrian astronomer a few decades later, and an Ottoman rete from about 1800; or an early-fifteenth-century astrolabe made in Paris with additional markings by an Egyptian ca 1800.)
- In some cases it was not until the sixteenth or even the seventeenth century that European instruments reached the same level of sophistication that Islamic astronomical instruments had achieved in the tenth and eleventh centuries.

The sole surviving astrolabe with Greek inscriptions, dated 1062, has previously been described as exhibiting Islamic influence on the one hand, and devoid of Islamic influence on the other. The "Islamic" components on this Byzantine piece represent later additions, but the original instru-

ment nevertheless shows considerable development over the astrolabe as described in surviving Greek texts.

Various early Islamic astrolabes reflect the innovations to the "standard" astrolabe that were effected by astronomers in Baghdad in the ninth and tenth century. A spectacular (unpublished) piece from the late tenth century constructed by a leading astronomer, al-Khujandī, shows the sophistication in instrumentation in the Islamic East at that time. Various later Islamic instruments will be shown to identify the major schools of the East and to show that the importance of the instruments far exceeds the boundaries of the history of science. A twelfth-century Syrian astrolabe with a rete decorated with circus figures, also unpublished, has star-positions which correspond to about the year 600. What is its relation to contemporaneous decorative art, and why are the star positions so outdated? A fourteenth-century Tunisian sundial, on the other hand, holds the key to the question why there are five prayers in Islam and why their times are astronomically defined. A cartographic plate from Isfahan ca 1700 enables the user to read the direction of Mecca for any locality directly from a scale around the map. It represents the culmination of practical cartography for religious purposes.

Particularly important for our knowledge of the transmission of the astrolabe to Europe through Spain are the earliest Andalusian instruments and the earliest surviving European astrolabes of the Hispano-Mauresque variety. Now the earliest surviving European astrolabe, a singularly important piece known as the "Carolingian astrolabe" and dating probably from the tenth century, has been compared for the first time with these Hispano-Mauresque and other early European instruments. It emerges that there was a completely independent line of transmission of the astrolabe to Europe.

Examples of instruments from various European schools which developed in the fourteenth and fifteenth centuries in the Po Valley, Paris, Nuremberg and Vienna have now been gathered, and their critical analysis is in progress. We also have some Islamic instruments that were later modified in Catalonia, Italy and Germany, and last but not least, French and Dutch instruments which were modified in the eighteenth and nineteenth century by Muslim craftsmen.

New findings and shattered myths abound. (The present summary is indicative of what he would like to present to colleagues if time and their patience were not a consideration.) For example, an illustration in

a fourteenth-century German treatise on the astrolabe reveals that contemporaneous German retes had a form not attested on any surviving instrument. A French astrolabe from about 1400 with a rete in *art nouveau* style proves that we know a lot less about French astrolabe construction than anyone has ever cared to admit. An astrolabe featured in an intarsia in the study of Archduke Ferdinand of Urbino can be identified with a surviving instrument, which can be independently shown to have been in Urbino. A fifteenth-century German astrolabe now in Nuremberg and supposedly from the legacy of Regiomontanus can be shown to have been in Paris about 1600. An astrolabe from about 1700 with Armenian inscriptions attests to the fact that its maker sojourned in the Netherlands, but its rete preserves for us a medieval Dutch design not attested on any European instrument.

Consider two astrolabes with inscriptions composed in the first person. The earlier one comes from late-fourteenth-century Picardy and bears a later dedication (... *me dono dedit*...) by the Benedictine monk Berselius of Liège dated 1522. It is unique amongst medieval astrolabes in that its scales are labelled in numeral ciphers rather than the old-fashioned Roman numerals or the “new” Hindu-Arabic ones. These ciphers were introduced by monks in the thirteenth century as an alternative to the Roman numerals, and they were used for representing numbers in foliation, lists, indexes, Easter tables, dates and musical notation. The earliest variety is reported by Matthew Paris to have been brought from Athens by John of Basingstoke (d. 1252). Figures with the same shape, used alphabetically, are indeed attested in Greek shorthand, but from the fourth century B. C. The development of the numeral ciphers in medieval Europe is paralleled by their rôle in medieval and early Renaissance shorthands and coded scripts.

The second piece is an astrolabe dedicated by Regiomontanus to his patron Bessarion in 1462 (... *surgo Ioannis opvs*...). Thought by some colleagues to be a fake because it was so similar to early sixteenth-century German astrolabes, it can now be shown to be one of ten – all unpublished – from the same workshop and period. With its Renaissance numeral forms, Italian script and elegant design, it has, with some justification, been called “the first scientific instrument of the Renaissance”. But German astrolabes of the first half of the sixteenth century are in a sense still medieval: their design is based on those of the “Regiomontanus” school, and even their star-positions are taken from Regiomontanus. Certainly the

European astronomical instruments of the Renaissance cannot be properly understood unless the medieval instruments are studied first.

All instruments can speak to us if we are prepared to listen. And they constitute an untapped source for history of man's preoccupation with his celestial environment and his attempts to understand it. But first we need access to the basic information on each available instrument.

The Imperfect Transmission of Arab Agricultural Innovations into Christian Europe

ANDREW M. WATSON, TORONTO

This paper addresses the broad question of when and how technologies, ideas and cultural artifacts are transmitted from one society to another. It uses as a case study the new crops and farming techniques introduced from the eastern parts of the Islamic world into Muslim Spain and Sicily. These, by and large, failed to move into Christian Europe and nearly disappeared from Spain and Sicily after the Christian reconquest. The paper argues that mere contact does not ensure diffusion, even of technologies which are in some sense “superior”. Other conditions must be satisfied.

The early sections of the paper describe the agricultural innovations introduced into Spain and Sicily by the Arab conquerors. These include a great many new crops, some of considerable economic importance, such as rice, sorghum, hard wheat, sugar cane, cotton, sour oranges, lemons, limes, bananas, watermelons, spinach, artichokes, colocasia and eggplants. But these new crops could not be grown without other innovations: in soil and water management. And they were accompanied by new, more intensive rotations which required further improvements in the use of soil and water. The paper then traces the very slow and selective diffusion of these innovations into Christian Europe, and their near disappearance from Spain and Sicily after the Christian reconquest.

What were the reasons for the poor receptivity of Christian Europe? Climate, although it did place a northern limit on the diffusion of all the new crops, does not seem to have been a significant constraint. Instead differences in the social and economic contexts of the two worlds – Islamic and Christian – seem to have been critical. Amongst the social and economic variables considered are the following: population densities, size of cities, degree of monetization of the economy, and differences in agricultural traditions. It will be argued, for instance, that the relatively low population density of Europe, and particularly of reconquered Spain and Sicily, made it unnecessary and uneconomic to adopt intensive systems of

agriculture; that the small size of European cities and the relatively unmonetized economy of most of rural Europe resulted in little pressure to commercialize agriculture; and that the agricultural traditions of medieval Europe, which stressed self-sufficiency, mixed farming (with a heavy emphasis on grains and animals), and diffused proprietary rights over land, were also hostile to the Arab innovations.

Also important are the failure of peasants from Muslim Spain and Sicily to migrate into Christian Europe – taking with them their skills – and the near disappearance of these peasants after the reconquest. Whether there was a strong cultural aversion in Christian Europe to Muslim diets and technologies is also considered.

The paper concludes that agricultural – and no doubt other – technologies are most readily diffused when the sending and receiving societies have similar economic, social and agricultural systems. Where there are very large differences in systems only those technologies which offer very great advantages will cross cultural barriers, and usually only after long delays.

Die Vorgeschichte der Nürnberger Nadelwaldsaat von 1368 – iberisch-islamische Überlieferung antiker Forstkultur

WOLFGANG VON STROMER, NÜRNBERG

An Ostern 1368 begann der Nürnberger Ratsherr Peter Stromeir, großer Montanunternehmer und Chef des Handelshauses Stromeir, in den Nürnberger Reichswäldern bei Lichtenhof, Wald anzusäen. Ulman Stromeir berichtete um 1385 in seinem "Püchel" stolz von dieser "Erfindung" seines Bruders Peter, der bis zu seinem Tode im Jahr 1388 Hunderte von Morgen Land vor allem mit Tannen und Kiefern erfolgreich ansäte. Die Nürnberger Nadelwald-Saattechnik, die die Nachkommen des Erfinders fortführten und verbesserten, etwa durch die Saat alpiner Lärchen ab 1485, verwandelte die lichten Auenwälder um Nürnberg in dichten Nadel-Hochwald und sicherte damit den weltberühmten Nürnberger Gewerben die Rohstoffversorgung mit Holz und Holzkohle. Ab 1423 wurde die Nadelwald-Saattechnik, deren Geheimnisse die Nürnberger viele Generationen zu wahren wußten, durch Nürnberger "Tannensäer" und mit Nürnberger Samen weithin über Mitteleuropa verbreitet, vor allem in den Montanrevieren, von den Karpaten bis zum Schwarzwald, von den Alpenländern bis zur Nordsee. Ein entscheidender Fortschritt in den sonst so konservativen Techniken der Urproduktion war damit errungen. Bis heute beruhen alle Nadelholzforste der gemäßigten, also der höchstindustrialisierten Klimazone auf den Prinzipien der Koniferen-Saat Peter Stromeirs.

Der hohe Stand der sehr komplizierten Samen-Gewinnungs- und Saat-Technik, der offenbar noch in der Generation des Erfinders erreicht wurde, drängt die Vermutung auf, daß Peter Stromeir seine Versuche nicht spontan unternahm. Die Mutter der Erfindung war auch hier die Not, nämlich die Montanbetriebe und Metallgewerbe des Nürnberg-Oberpfälzer "Ruhrgebiets des Mittelalters" mit Holz und Holzkohle zu versorgen, insbesondere die Eisenhämmer und Schmelzhütten des Handelshauses Stromeir. Schon seit 1309 war man in Nürnberg daran, den spürbar werdenden Mangel zu steuern. Die Idee, Wald nicht nur zu hegen, sondern ihn durch Saat

aufzuforsten, "lag in der Luft". Woher aber nahm Peter Stromeir seine Idee?

Ein Halbjahrtausend zurück sollte der Plan des Klosters St. Gallen aus den Jahren 820/830 nach der Reproduktion seines ersten Herausgebers von 1844, Ferdinand Keller, im Klostergarten – und dort also durch Pflanzung oder gar aus Samen gezogen – zwischen sieben verschiedenen Obstbäumen auch eine *pinus* enthalten. Dieser Musterplan, den aufgeführten Pflanzenarten nach offensichtlich nach mediterranen Vorbildern erstellt, führt die Bäume in genau derselben Reihe an, wie das auf aquitanische Verhältnisse ausgerichtete *Capitulare de villis*. Neueste Untersuchungen aber ergaben, daß der St. Galler Plan das Wort *pinus* niemals enthielt, vielmehr hat es Keller im Jahr 1844 eben wegen jener Analogie zum *Capitulare de villis* hineininterpoliert.

Dagegen berichtet aus der Mittelmeerwelt das 5. Buch der um 1304/09 verfaßten *Ruralium commodorum libri XII* des Bologneser Petrus de Crescentiis *de arboribus et de natura et utilitate fructuum ipsarum* von der Saat der Pinie aus ihren eßbaren Nüsschen nach Art der Getreidesaat. Sehr wahrscheinlich kannte Peter Stromeir Crescentius Werk und es liegt nahe, daß er aus ihm auch Anregungen für seine Fortkulturversuche empfing.

Jedoch hielt sich Crescentius nicht nur an das überkommene mittelalterliche Denkschema, sondern er beginnt das 7. Buch über die *arbores non fructiferae* mit der Feststellung: *Abies piella et arexe quasi eedem arbores sunt, n o n enim coluntur... et omnes miro modo directe in altum extolluntur.*

Angeblich soll der Abt Flammini des Zisterzienserklosters Vallombrosa bei Florenz schon um 1350 Waldkultur-Vorschriften für die Klosterwälder verfaßt haben. Jedoch ist dort erstmals für 1629 die Pflanzung von 3000 Tannen(-Setzlingen) nachweisbar. 1804 faßte der Abbate Luigi Fornaini das dort überlieferte forstliche Wissen zusammen; "inutile cura il seminare gli abeti ... non starò qui a parlare del modo di sementare gli abeti; in Vallombrosa come nelle altre macchie della Toscana vi nascono in abbondanza spontaneamente e senza veruna cultura ..."!

George Sarton nannte 1947 in seiner "Introduction to the History of Science" das größte Ereignis in der Agrikultur des Mittelalters die Aufforstung der Dünen von Leiria durch den portugiesischen König Dinis o Lavrador, †1325, der berühmt ist durch die Gründung der Universität von Lissabon-Coimbra. Aus dem Holz des 9000 ha großen Kiefernwaldes von Leiria wurden die Flotten Heinrichs des Seefahrers, Vasco da Gamas und

Albuquerque gebaut. Jedoch muß es auffallen, daß die Waldsaat König Dinis in Leiria erst in den portugiesischen Nationalenpen des 16. Jahrhunderts hervorgehoben ist, während die zeitgenössische Crónica de Don Dinis (von Rui da Pina) nichts davon weiß!

Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, denn über die iberische Halbinsel führt die Idee der Waldsaat zurück zur Antike über maurisch-islamische Überlieferungen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde der berühmte *Tratado de Agricultura* des Ibn Bassal al Tulaytuli aus dem Jahre 1101/494 n. H. ins Kastellanische übertragen. Just zu dieser Zeit nahm das Handelshaus Peter Stromeirs den Handel mit der iberischen Halbinsel auf und ein Hennequinus Estrumant/Heinz Stromeir war als jonglar (= Spielmann) Familiar des Königs von Aragon und diente ihm auf Botschaften nach Frankreich und den Niederlanden. Ibn Bassal und seine kastellanische Übersetzung nun berichten in einem Kapitel *habla de [p]llantar los arboles* über *es de [p]llantar los pinones* und *'es de senbrar los pinos de los pinerones, es de [p]llantar los çipreses: Toman las nuses de los çipreses grandes verdes ...*, sowie von der Pflanzung und Saat von Kastanien und anderen Bäumen. Dabei stehen das Wissen und die Ausführungen Ibn Bassals, wie vielfach nachweisbar, mit dem Kitab al falaha des Ibn al Awwam al Isbili, der sein Buch der Landwirtschaft im 12. Jahrhundert gestützt auf die Überlieferung aus der Antike verfaßte, in lebhafter Wechselwirkung.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts veröffentlichte Chwolson "Die nabatäische Landwirtschaft" eines Ibn Wahšija, der behauptete, darin ein Manuskript der Chaldäer ins Arabische übertragen zu haben, als erstes bekanntes Zeugnis altbabylonischer Agrikultur. Doch die Kritik Alfred v. Gutschmids und Th. Nöldekes zerpfückten die Argumente des Herausgebers ebenso wie die angebliche Übersetzung Ibn Wahšijas und entlarvten das Werk als islamische Überlieferung und damit vermeintlich Ibn Wahšija als Scharlatan. Damit schien das Buch abgetan und niemand nahm die "nabatäische Landwirtschaft" mehr ernst. Erst 1922 und 1928 griffen Wiedemann und Plessner sie wieder auf. Plessner rehabilitierte den Autor, der nur mehr um der Publicity willen die Herleitung von den Babyloniern behauptet hatte, aber ein zutreffendes Bild der Landwirtschaft seiner Zeit – um 930/318 n. H. – gegeben und weiterhin zahlreiche naturwissenschaftliche und agrartechnische Überlieferungen aus der Antike verwertet hatte. Die Nabatäische Landwirtschaft berichtet – in einem in Leiden erhaltenen Manuskript – in besonderen Abschnitten über *sanawbar* (= Kiefer oder

Pinie), *arz* (= Zypresse). Ein ganzes Kapitel handelt über "Bäume, die nichts (d. h. keine Früchte) hervorbringen, außer Holz für Dinge, die man daraus macht", d. h., die bekannten *arbores non-fructiferae*. Jeweils ist dabei auch kurz die Pflanzung, Samen und Saat dieser Bäume erwähnt.

Die Unterscheidung zwischen *arbores bonae* und *arbores malae* kannte schon die Bibel. Um das Jahr 300 v. Chr. glaubte Theophrast, daß Tanne und Fichte für Anzucht in bebauten Gegenden nicht geeignet seien. So kümmerten sich um die Kultur von Waldbäumen weder Säer noch Pflanzler. Wenig später aber schrieb am 27. Dezember 256 v. Chr. Apollonios, der Finanzminister König Ptolemaios II., seinem Gutsverwalter Zenon im Fayum, er solle dort *strobilon phyteusein*, d. h. Nadelbäume, pflanzen und zwar mindestens 300 Bäume im Park, um den Weinberg und um den Olivenhain, denn sie wären schön und für den König nützlich. Daß er dem Mangel an Bauholz damit abhelfen oder Zimmerholz zum Schiffsbau ziehen wollte – wie Edgars und William Tarn angaben – erwähnt der Zenon-Papyrus Nr. 95/59157 nicht, doch liegt ein solcher Schluß nahe.

Von keiner der genannten Quellen und Überlieferungen ist es bezeugt oder schlüssig zu belegen, daß sie auf Peter Stromeirs Kulturversuche von 1368 direkt einwirkten. Eine Kenntnis von Crescentius Werk, das in seinem Umkreis mehrfach vorhanden war, ist jedoch hochwahrscheinlich. Auch eine Berührung mit der iberisch-maurisch-islamischen Überlieferung scheint uns nicht unwahrscheinlich. Diese wie Crescentius führen die Idee auf das Gedankengut und die natur- und agrarwissenschaftlichen Kenntnisse der antiken Mittelmeerwelt zurück. Die durchführbare Erfindung aber und ihre aus der Praxis des europäischen Forstwesens der folgenden Jahrhunderte nicht wegzudenkenden Erfolge waren das alleinige Verdienst Stromeirs und der Nürnberger Forstleute.

Waffen und Gesellschaft im spätmittelalterlichen Ägypten

ULRICH HAARMANN, FREIBURG

Das vielschichtige Verhältnis der spätmittelalterlichen ägyptischen Gesellschaft zu Waffen soll in diesem Referat kurz vorgestellt werden.

Allein die fremdstämmige mamlukische – turko-tscherkessische – Elite war befugt, – jedenfalls außerhalb der Häuser – Waffen zu tragen und sich hoch zu Roß zu bewegen. Dieser Elitestatus korrelierte mit der Neigung, die traditionellen mamlukischen Ausbildungstechniken, die sich im 13. Jahrhundert im Kampf gegen die Mongolen bewährt hatten, auch während der zwei folgenden Jahrhunderte nicht ernsthaft in Frage zu stellen, und sich militärtechnischen Neuerungen zu versagen, die ohne den ritterlichen Zweikampf, die direkte Konfrontation der Reitersoldaten, auskamen. Auch das mittelalterliche Europa kennt Parallelen zu dieser Verweigerungshaltung. Feuerwaffen wurden, von der Belagerungsartillerie abgesehen, verschmäht bzw. so spät und unorganisch in die mamlukische Kampftechnik übernommen, daß die Osmanen in ihrem Feldzug gegen das Mamlukensultanat 1516/17 ein vergleichsweise leichtes Spiel hatten.

Zu diesem Themenkomplex stehen uns unterschiedliche Quellengattungen zur Verfügung. Über die ritterlich-kämpferische Ausbildung der jungen Mamluken informieren nicht nur spezielle *furūsiyya*-Traktate, sondern auch Passagen in topographischen (al-Maqrīzī's *Ḥiṭat*) und historischen Werken (u. a. Abū Ḥāmid's Türkenepistel); besonders detachiert, unvoreingenommen und deshalb aussagekräftig sind die Bemerkungen europäischer Reisender (wie z. B. Surianos) zu diesem Thema. In arabischer und türkisch/kiptschakischer Sprache stehen Traktate zu Waffenkunst und Hippologie zur Verfügung, von denen einige wenige bereits näher untersucht worden sind (z. B. Ṭaybuḡās Schrift über das Bogenschießen), z. T. auch wegen der in ihnen enthaltenen Skizzen über Turnierfiguren und Kampfhaltungen das Interesse der Kunstgeschichte auf sich gezogen haben.

Ein übergeordnetes Problem ist in dieser Literatur, die sich zwischen beschriebener Herrscherkaste und beschreibender Untertanenschaft angesiedelt weiß, natürlich die Originalitäts- bzw. "Vorurteils"marge. Sind die dominanten antimamlukischen Sentiments bei einheimischen Autoren in

die Darstellung eingeflossen? Inwieweit spiegelt z. B. as-Saḥāwīs Waffentraktat aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert wirklich nur (wie bei seinem Vorgänger Ibn Qayyim al-Ġawziyya aus dem 14. Jahrhundert) die idealen Verhältnisse zu Lebzeiten des Propheten und der Prophetengefährten wider, was den Umgang mit Lanze, Schwert, Pfeil und Bogen betrifft? Wird hier nicht versucht, behutsam in das mamlukische Waffenmonopol "hineinzuregieren" und unverfänglich an diesen zugleich wegen ihrer Stärke und ihrer Verdienste um den Islam bewunderten, und wegen ihrer barbarischen Herkunft und Manieren verachteten ausländischen Obrigkeit Kritik zu üben? Es werden mehr Fragen gestellt als Antworten gegeben werden können.

Wechselseitige Einflüsse zwischen Orient und Okzident im Bereich des Kriegswesens

TAXIARCHIS G. KOLIAS, IOANNINA

Selten hatten Leute des Mittelalters Gelegenheit mit Einwohnern aus anderen Ländern in Kontakt zu treten. Nur einige wenige Händler, Pilger und manchmal auch Gesandte waren die "Fremden", denen man begegnen konnte. Das galt allerdings nur in Friedenszeiten und in Gegenden, die in militärischer Hinsicht nicht von Interesse waren. Kam es jedoch zu kriegerischen Auseinandersetzungen ergab sich oft Gelegenheit zur Begegnung mit Menschen weit entfernter Länder. Aber nicht nur im Kampf selbst kam es zur "Begegnung" mit dem "Fremden"; sobald die Möglichkeit eines Krieges in Aussicht stand, wurden oft ausländische Söldner oder Verbündete in den Reihen des Heeres aufgenommen. Auch nach einem Krieg gab es nicht selten Gefangene, die entweder als Sklaven dienten oder aber zumindest bis zu ihrem Freikauf oder Austausch eine Zeit lang im feindlichen Land verbrachten.

Die Kriegssituation bot also Anlaß zur Begegnung, zur Kommunikation, wenn auch die Umstände dafür nicht erfreulich waren. Es handelt sich hierbei um eine Begegnung, bei der die Mentalität eines Volkes oder wichtige Merkmale eines Kulturbereiches besonders stark zum Ausdruck kommen. Die Menschen begegneten einander im Kampf um das Überleben, sie selbst bzw. ihre Feldherren waren interessiert, alle Details über das Verhalten des Gegners, also auch Informationen über deren Alltag, herauszufinden. Dazu kommt, daß im Krieg die wichtigsten Errungenschaften der Technik eingesetzt und sehr oft auch vom Gegner übernommen wurden, so daß das Studium der kriegerischen Auseinandersetzungen sehr bedeutend zur Erforschung der Sachkultur beitragen kann.

Im Rahmen einer Thematik, die "Kommunikation zwischen Orient und Okzident" lautet, soll zuerst definiert werden, was unter Orient und Okzident verstanden wird. In meinem Beitrag wird hauptsächlich von Byzanz und seiner "Kommunikation" mit Westeuropa die Rede sein. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß Byzanz die Mitte zwischen dem westlichen Europa und dem islamischen Orient bildete.

Was die Mentalität, den Alltag und die materielle Kultur im Bereich der kriegerischen Auseinandersetzungen betrifft, werden folgende Aspekte untersucht und zur Diskussion gebracht:

- Was waren die Ansichten des einen über den anderen? Was hielten die Gegner von den Kriegsgewohnheiten und der diesbezüglichen Moral der anderen Seite? Dabei müssen die Quellen allerdings mit besonderer Vorsicht herangezogen werden, wobei die jeweilige Zeit, die Umstände und das Milieu, in denen sie verfaßt wurden, zu berücksichtigen sind.
- Was war der gegenseitige Einfluß im Bereich der Bewaffnung und der Kriegstechnologie schlechthin? Existierte ein reger Waffenhandel und in welche Richtung?
- Welche Schlüsse über die jeweilige Kultur kann man aus einem Vergleich der Kriegstaktik ziehen?
- Gab es einen Einfluß der byzantinischen Kriegswissenschaft und der kriegswissenschaftlichen Texte auf die westeuropäische Kriegskunst?
- Eine vergleichende Untersuchung der moralischen und ideologischen Vorbereitung auf einen Krieg kann ein besseres Verständnis für die Art der Begegnung der verschiedenen Kulturkreise wecken.
- Ein Vergleich der Rekrutierung und der Struktur des Heeres kann z. T. die Haltung des byzantinischen Bauern oder Soldaten dem abendländischen Krieger gegenüber verständlich machen.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Begegnung der Byzantiner mit den "Lateinern" auf dem Schlachtfeld viel seltener war als jene mit den "Ungläubigen". Erst in der Zeit der Kreuzzüge beginnt eine regelmäßige Konfrontation bzw. ein Kontakt der Menschen aus dem europäischen Osten und Westen.

Die Struktur der byzantinischen Gesellschaft läßt bei der Bevölkerung kein besonderes Interesse für kriegerische Tätigkeiten aufkommen. Wenn man dazu bedenkt, daß das oströmische Reich als richtige Großmacht seiner Zeit bemüht war, selbst Kriege zu vermeiden und andere an seiner Stelle kämpfen zu lassen, versteht man, daß die Byzantiner einerseits den Westen im Bereich der Heeresorganisation beeinflussten, sich andererseits aber von der kriegerischen Einstellung ihrer abendländischen Zeitgenossen beeindruckt ließen.

The Medieval Islamic Vestimentary System: Evolution and Consolidation

YEDIDA K. STILLMAN, BINGHAMTON

Medieval Islamic attire developed from a gradual, long-term fusion of three distinct modes of dress, each of which evolved in different cultural zones – namely, those of pre-Islamic Arabia, the Hellenistic Mediterranean, and Irano-Turkic Central Asia. The first was characterized by loose, flowing, untailed garments. The second, by tunics and wraps, and the third by fitted or tailored garments that included coats, jackets, and trousers. To some extent, the fusion of these three distinct modes had already begun in the Arabian fringe zones of cultural osmosis, such as Ghassân and Hîra, when Islam was born in the seventh century.

Over the next few centuries, there emerged throughout the length and breadth of the Dār al-Islām a generally recognizable Islamic style of dress. There were considerable temporal and regional variations to be sure, but these were within the parameters of a pan-Islamic mode that remained remarkably constant throughout the Middle Ages. In addition to the emergence of what might be called Islamic fashion, there developed an Islamic ideology and sociology of dress. Together, this distinctive fashion, its ideology, and its sociology make up a system of meaning which Roland Barthes has dubbed “a vestimentary system” (*un système vestimentaire*).

This paper explores the evolution of this vestimentary system from its origins in the early *umma* at the time of the Prophet, through its development under the succeeding caliphates. The later Umayyads began adopting elements of Byzantine and Sasanian dress for their court attire, but it was under the Abbasids that conditions became most favorable for the rapid evolution of a new, cosmopolitan, Islamic fashion at all levels of society. At the same time that this process was taking place in the eastern heartlands of Islam, the semi-independent Muslim West was developing its own styles of dress incorporating indigenous Berber and Iberian styles.

Also examined in this paper are the political and ceremonial uses of fashion, which reached their apogee under the Fatimids in Egypt, and the economics of fashion. Finally, the paper discusses some of the major

trends of the later Middle Ages, particularly: the diffusion of new garments from outside the vestimentary system, the increasing social stratification reflected in clothing, and the rigidification of the dress code for the *dhimmî* subject population.

Die Chirurgie und ihre Instrumente in Orient und Okzident vom 10. bis 16. Jahrhundert

FRIEDRUN R. HAU, BONN

Innerhalb der medizinischen Disziplinen hat die Chirurgie im Mittelalter einen Tiefpunkt. Medizinhistoriker gliedern das Mittelalter in eine östliche und eine westliche Medizin, letztere in die monastische (400–1130, Verbot ärztlicher Tätigkeit für Mönche auf Konzil von Clermont) und die scholastische (1130–ca. 1450, besser "arabistische").

Als auf dem Konzil von Tours im Jahre 1163 den Ärzten chirurgische Eingriffe untersagt wurden (*ecclesia abhorret a sanguine*), beginnt die Trennung der Chirurgie von der Medizin für 700 Jahre. Steinschnitte, Staroperationen etc. wurden nun endgültig Badern, Barbieren, Kastrierern und Quacksalbern überlassen, fielen nun in den Bereich der Zünfte. Nur in Südfrankreich, z. B. die Medizinschule in Montpellier, und vor allem in Italien betätigten sich Ärzte weiterhin chirurgisch, lebt die klassische Tradition fort.

Nach Salerno, der ältesten Medizinschule in Europa (wohl seit 800) kam um 1065 Constantin (um 1015–1087) aus Nordafrika gereist mit arabischen medizinischen Lehrbüchern; Alphan, der Erzbischof von Salerno, der selbst für das Lateinische eine medizinische Terminologie geschaffen hatte, drängte ihn zur Übersetzung; denn es fehlte an medizinischen Lehrstoffen, von einem Lehrplan ganz zu schweigen, man war praxisorientiert. Constantin ging dann ins Mutterkloster der Benediktiner (529–1944) nach Monte Cassino, wurde Mönch und übersetzte insgesamt 24 Schriften aus dem Arabischen ins Lateinische; darunter die Aphorismen und das Prognostikon des Hippokrates mit Galens Kommentar, die *Mikrotechne* Galens und hauptsächlich arabische Lehrbücher aus der Medizinschule von Kairuan (10. Jahrhundert): Die "Fieber-" und "Urinschrift" sowie die "Allgemeine und spezielle Diätetik" des Isaac Judaeus (gest. um 955), das *Viaticum* (eine spezielle Pathologie *a capite ad calces*) und den *Liber de gradibus* (Heilmittel entsprechend den vier Wirkungsgraden in den Primärqualitäten heiß oder kalt und feucht oder trocken) des Ibn al-Gazzâr (gest. 979), ferner den *Kitâb al-malakî* (eine medizinische Enzyklopädie in

einem theoretischen und einen praktischen Teil zu je 10 Abhandlungen; Chirurgie 1. Teil, 8. Abhandlung und 2. Teil, 9. Abhandlung) des Haly Abbas (gest. 994 Bagdad) unter dem Titel *Pantechne* sowie die „Einleitungsschrift zur Galenischen Humoralphysiologie“ des Hunain ibn Ishâq (808–873; übersetzte 129 Galen-Schriften ins Griechische, nach dem Sinn eines ganzen Satzes vorgehend!) als *Isagoge Johannitii*. Dadurch erhielt die Medizinschule in Salerno einen kompletten Lehrplan für den theoretischen medizinischen Unterricht und wurde weltberühmt. Von überallher kamen Studenten und Gelehrte zum Studium der Medizin bei den *magistri* – Salerno ist im 11./12. Jahrhundert erste medizinische Fakultät in Europa. Die Kranken wurden mit „Schlafmittelschwämmen“ (*spongia somnifera*, aus Opium, Mandragora und Bilsenkraut), oder durch Einatmung narkotischer Stoffe betäubt. Aus Constantins Übersetzungen entwickelte sich die medizinische Lehrsammlung des Spätmittelalters zur Erlernung der ärztlichen Kunst, die sog. *Articella* oder *Ars medica*, die mit der *Isagoge Johannitii* des Hunain ibn Ishâq beginnt (allein 14 Drucke bis 1525).

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden in Toledo unter Leitung des Gerhard von Cremona zusammen mit jüdischen und muslimischen Gelehrten außer philosophischen Schriften (vor allem die des Aristoteles) auch naturwissenschaftliche aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, und zwar in der für die Bibel üblichen Wort-für-Wort-Methode. Am Ende der *Vita* des Gerhard von Cremona sind 71 Schriften aufgelistet, darunter drei medizinische Lehrbücher: Der fünfbändige *Canon de medicina* des Avicenna (Ibn Sînâ; 980–1037, Chirurgie im 4. Buch), Râzîs *Liber Almansoris* in zehn Büchern (7. Buch Chirurgie) und der *Liber Tesrif* des andalusischen Arztes Abû l-Qâsim az-Zahrâwî (Albucasis, gest. nach 1009) in 30 Abhandlungen, deren letzte die Chirurgie (3 Teile) beinhaltet (stützt sich auf Byzantiner Paulos von Aegina) mit Abbildungen chirurgischer Instrumente. Diesem *Novum* verdankt die 30. Abhandlung im Abendland ihre weite Verbreitung und Beliebtheit und bringt ihm fälschlicherweise den Ruf des größten arabischen Chirurgen ein.

Die beiden arabistischen Rezeptionswellen von Salerno (11. Jahrhundert) und Toledo (12. Jahrhundert) kreuzensich im südfranzösischen Montpellier, dem medizinischen Ausbildungszentrum im 13. Jahrhundert (1137 Medizinschule, 1289 Universität mit einer medizinischen, juristischen und philosophischen Fakultät). Hier lernten und lehrten im Fach Chirurgie im 13. und 14. Jahrhundert Roger Frugardi („Chirurgie“-Buch und „Roger-

Glossen”), Petrus Hispanus (ab 1277 Papst Johannes XXI.), Bernard Gordon, Arnald von Villanova, Henri de Mondeville und Guy de Chauliac.

Saliceto von Bologna (1201–1277), verteidigte das Messer gegen das arabische Ausbrennen der Wunden (Kauterisation). Sein Schüler Lanfrank von Mailand mußte aus politischen Gründen Italien verlassen und brachte die italienische Chirurgie nach Frankreich, wurde im Pariser “Collège de St. Côme” (gegründet 1295) aufgenommen und später Leibarzt des französischen Königs Philipps des Schönen.

Die ältere Wundbehandlung hielt bei Quetschwunden, offenen Knochenbrüchen, Lanzen- oder Pfeilwunden den Eiterungsprozeß für die Heilung für unerlässlich. Dieses *pus bonum et laudabile* und die *Cocctio* mußten unter allen Umständen gefördert und provoziert werden; andererseits wurde eine knappe Diät und der Aderlaß verordnet, damit nicht begleitende Entzündungsprozesse zu gefährlichen Komplikationen führten. Mit dem Eiter sollten die schädliche Stoffe aus dem Körper befördert werden, damit die aus dem Gleichgewicht geratenen Primärqualitäten und die Säftemischung (Dyskrasie) auf diesem Wege wiederhergestellt werde (Eukrasie). Der Chirurg entfernte daher nur die Splitter oder ähnliches aus der Wunde, stopfte diese mit Scharpies aus und legte einen Breiumschlag oder ein Pflaster (“Zugpflaster”) auf.

Guy de Chauliac (1300–1370), der Leibarzt des Papstes in Avignon, hatte zwar als ausgezeichneter Chirurg die Stein- und Staroperationen wesentlich verbessert (*Cyrrurgia magna* mit 200 Zitaten aus Albucasis Chirurgie-Traktat), aber er hing der Lehre von der Eiterbildung und *Cocctio* (siedendes Öl in die offene Wunde) an; leider folgte die Tradition ihm und nicht Henri de Mondeville (1260–1320), dem Leibarzt Philipps des Schönen, der sich dieser Lehre heftig widersetzte.

Der Hohenstauffer Friedrich II., König von Sizilien und Gründer der ersten staatlichen Universität im Jahre 1224 in Neapel, verordnet in den *Constitutiones medicinales* (Artikel 45 und 46) die Trennung von Arzt und Apotheker, eine Taxenordnung und regelt die Studiendauer [3 Jahre Logik, dann 5 Jahre Medizin mit Chirurgie und erster Prüfung (theoretisch) und zweiter Prüfung (praktisch) nach einem praktischen Jahr; ohne Lizenz Androhung einer Gefängnisstrafe].

Im Orient stand die Chirurgie auch nicht in hohem Ansehen, da man einer Krankheit durch eine “gesunde Lebensführung” (gr. *diatá*) vorbeugte und im Krankheitsfalle zuerst aus dem Bereich der sog. *Materia medica* des Dioskurides (1. Jahrhundert) bzw. den “Zusammengesetzten Heil-

mitteln" nach Galen und entsprechenden arabischen einschlägigen Schriften, mit Purgantien und erst dann mittels Aderlaß therapierte. Während die Augenheilkunde eine eigene Disziplin darstellt, werden chirurgische Belange im Rahmen der allgemeinen Therapie behandelt.

Der andalusische Arzt Abû l-Qâsim az-Zahrâwî (gest. nach 1009) beschreibt im Chirurgie-Traktat erstmals eine innen gezahnte Zange, den *Cephalotribe*, zur Extraktion eines Feten. Die Blutstillung erzielte man durch eine Ligatur, Kauterisation oder mit Ätzmitteln.

Ibn al-Quff (1233–1288), Militärarzt während der Kreuzzüge in Palästina, verfaßte sogar ein "Handbuch der Chirurgie" in 20 Kapiteln, das aber nicht ins Lateinische übersetzt wurde.

In der Augenheilkunde verfaßte Jesu Haly um 1000 in Bagdad das umfangreichste Lehrbuch der Augenheilkunde (130 Krankheiten und eine Liste von 141 Augenheilmitteln), das in Europa erst im 18. Jahrhundert übertroffen wurde. Der Patient wurde entweder mit Mohnsirup, Mandragora oder Opium bzw. durch Einatmung narkotischer Stoffe betäubt. Seinem Zeitgenossen Ammâr aus Mosul, der ein knappes Lehrbuch (48 Augenleiden) schrieb, verdanken wir acht Staroperationsberichte; er saugte den weichen Star mit einer eigens angefertigten Hohnadel aus Metall ab, eine Radikal-Operation.

Bedeutend ist im Abendland die *Wundarzney* des Hieronymus Brunschwig (1497) und Hans von Gersdorffs "Feldbuch der Wundarznei" (Frankfurt 1517). Erst Ambroise Paré (1510–1590) gelang es, die *Coctio* durch ein Digestivum aus Eiern, Rosenöl und Terpentinöl endgültig zu ersetzen. Casparo Togliacozzi (1546–1599) führte wieder die Rhinoplastik ein, indem er einen gestielten Lappen an der Nasenwurzel befestigte.

**Materia medica und therapeutische Praxis um 1500.
Zum Einfluß der arabischen Heilkunde
auf den europäischen Arzneischatz**

PETER DILG, MARBURG/LAHN

Während das Phänomen des 'Arabismus' als solches bereits mehrfach Thema medizin- und pharmaziehistorischer Veröffentlichungen gewesen und namentlich durch die Untersuchungen von H. Schipperges erhellt worden ist, stellt die Rezeptionsgeschichte der arabischen *Materia medica* im Abendland ein Forschungsgebiet dar, das – von den Übersetzungen ganzer Werke einmal abgesehen – bislang nur ungenügend Berücksichtigung fand. Zwar liegen auch zu diesem Aspekt verschiedene Arbeiten und sogar eine Reihe neuerer Dissertationen vor, doch beschränken sich erstere zumeist auf allgemeine, häufig nur der älteren Sekundärliteratur entnommene und nicht näher dokumentierte Angaben, wohingegen sich letztere in der Regel auf ein spezielles Werk konzentrieren, dessen Analyse nicht ohne weiteres generalisiert werden kann. Dies bedeutet zugleich, daß die Frage nach dem Stellenwert der arabischen Heilkunde fast ausschließlich von den Quellen her behandelt wird, wobei freilich offenbleibt, ob und inwieweit der dort aufgeführte Arzneischatz auch im lateinischen Fachschrifttum des Westens in Erscheinung tritt; ferner lassen derartige Untersuchungen nur selten erkennen, welche der aus dem islamischen Kulturkreis übernommenen Heilmittel als genuiner Beitrag der arabischen Medizin und Pharmazie gelten dürfen und welche – da anderer Provenienz – durch diese lediglich vermittelt worden sind. Hinzu kommt schließlich, daß zwischen einer rein literarischen und einer tatsächlich in den Alltag umgesetzten Rezeption unterschieden werden muß, was wiederum mit der Art der jeweils analysierten Texte zusammenhängt, deren Praxisrelevanz in vielen Fällen zumindest zweifelhaft ist. Um hier somit zu verbindlichen Aussagen zu gelangen, bieten sich in erster Linie die Arzneibücher an, die – zusammen mit den Taxen – wohl am zuverlässigsten die jeweils verwendete *Materia medica*, d. h. die therapeutische Praxis, widerspiegeln; dies trifft im wesentlichen auch auf die Destillier- und Kräuterbücher sowie auf die *Consilia-* und *Regimina-*Literatur zu, die nicht zuletzt der Laienmedikation bzw. sogar

einem bestimmten Patienten(kreis) oder Indikationsgebiet zgedacht waren.

So soll denn der Frage, welchen Einfluß die arabische Heilkunde auf den europäischen Arzneischatz in Spätmittelalter und früher Neuzeit ausgeübt hat, anhand einiger Werke aus dem genannten Fachschrifttum nachgegangen werden, die allesamt dem Jahrhundert zwischen 1450 und 1550 angehören. Den Ausgangspunkt bildet dabei das *Compendium aromatariorum* des Saladin von Ascoli, das – um 1450 verfaßt – erstmals 1488 im Druck erschienen ist. Denn von den darin zur Lektüre empfohlenen Büchern stammt mehr als die Hälfte von arabischen Autoren, wobei es sich allerdings im Falle der meistbenutzten: nämlich des Mesue und des Serapion um – im lateinischen Westen entstandene – Pseudepigraphie handeln dürfte. Darüber hinaus machen die dort aufgeführten Arzneimittel selbst zur Genüge deutlich, in welchem Ausmaß die *Materia medica* des Abendlandes durch den östlichen Kontakt seit dem hohen Mittelalter bereichert worden war. Während Saladins *Compendium* indes ein Lehrbuch für Apotheker darstellt, haben wir es bei den übrigen, hier zur Untersuchung herangezogenen Werken durchwegs mit – freilich noch inoffiziellen – Arzneibüchern zu tun, die zudem jeweils im Abstand von zwei Jahren publiziert wurden und untereinander mehr oder minder ausgeprägte Bezüge aufweisen: Davon ist zunächst das *Dispensarium ad aromatarios* des sog. Nicolaus Prepositus (um 1490) zu nennen, dem sich zumindest in Teilen das *Lumen apothecariorum* des Quiricus de Augustis (1492) verpflichtet weiß, das wiederum im *Luminare maius* des Manlius de Bosco (1494) der Kritik unterzogen wurde, andererseits aber auch dem *Thesaurus aromatariorum* des Paulus Suardus (1496) als unmittelbares Vorbild diente. Dagegen lag mit dem sog. Ricettario Fiorentino (1498/99) bereits ein behördlich verordnetes, also amtliches Arzneibuch vor, das im deutschen Sprachraum erst mit dem Nürnberger Dispensatorium des Valerius Cordus (1546/47) einen Nachfolger finden sollte. – Arabisch-arabistischen Einfluß lassen desgleichen die Kräuter- und Destillierbücher dieser Zeit erkennen, wie ihn etwa der die mittelalterliche Herbarienliteratur abschließende *Gart der Gesundheit* (1485) bzw. die beiden maßgebenden Kompendien des Hieronymus Brunshwig (1500 und 1512) exemplarisch demonstrieren; eine Tradition, die selbst noch bei einigen Humanisten des 16. Jahrhunderts fortwirkt, so daß beispielsweise Otto Brunfels keinen Widerspruch darin sah, mit dem *Spiegel der Artzney* des Lorenz Fries (1529) das Werk eines erklärten Arabisten zu edieren.

Die Kommunikation zwischen dem Westen und dem Osten schlug sich jedoch nicht nur in der Einführung neuer Arzneimittel in die europäische *Materia medica* nieder, deren *Vegetabilia*, *Animalia* und *Mineralia* samt Zubereitung und Anwendung im wesentlichen auf der antiken Überlieferung basierten. Vielmehr übernahm man gerade auf dem Gebiet der *ars pharmaceutica* auch eine Reihe von Arbeitsgeräten und -methoden, die im islamischen Kulturkreis entwickelt oder doch zumindest verfeinert worden waren, wodurch sich vor allem das Spektrum der Arzneiformen und damit der medikamentösen Applikationsmöglichkeiten für die therapeutische Praxis beträchtlich erweiterte. Die Rezeption der arabischen Heilkunde belegen schließlich, gleichwohl nicht zuletzt die vielen diesbezüglichen Termini, die in die medizinisch-pharmazeutische Fachsprache des lateinischen Westens Eingang gefunden und sich zum Teil bis heute erhalten haben.

Rezeption der arabischen Kochkunst und Getränke in Europa

PETER HEINE, MÜNSTER

Die arabische Küche hat sich in der Abbasidenzeit (750–1258) zu einer komplexen Hochküche entwickelt, deren Rezepte schon früh in Kochbüchern gesammelt und fixiert wurden. Im *Fihrist* (Index) des Ibn al-Nadim, einem ersten Katalog arabischer Bücher aus dem 10. Jahrhundert, werden schon eine Reihe von Kochbuchtiteln genannt, deren Texte uns allerdings nicht erhalten sind. Ursache für die kulinarische Entwicklung in Bagdad war das große, über regionale Produkte hinausgehende Angebot von Nahrungsmitteln und den dazugehörigen Zubereitungstechniken, die durch ein dichtes Netz von Handelswegen aus der gesamten bekannten Welt nach Bagdad kamen, die Rezeption der persischen Kultur samt ihrer elaborierten Küche in den oberen Schichten der abbasidischen Gesellschaft und die Tatsache, daß sich in eben dieser Gesellschaft eine breite Elite von Offiziellen, Kaufleuten, Intellektuellen und Künstlern entwickelt hatte, die die Mittel und das Interesse an kulinarischen Besonderheiten aufzubringen in der Lage waren.

Durch die hohe Mobilität der mittelalterlichen islamischen Gesellschaft wurden die verschiedensten kulturellen Errungenschaften der einzelnen Regionen verbreitet. Diese Diffusion umfaßte neben Theologie und Philosophie, Literatur und Musik, Architektur und Kalligraphie auch die Kochkunst. So finden wir Baghdader Gerichte im maurischen Andalusien und umgekehrt. Die Handelsbeziehungen der Muslime reichten jedoch weit über die islamische Welt hinaus, auch nach West-, Mittel- und Nordeuropa. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Produkte der Kochkunst die Zeit nicht überdauern. Kulinarische Artefakte des islamischen Mittelalters, auf die wir direkt Bezug nehmen können, sind uns nicht erhalten. Auch schriftliche Quellen, die auf die Kochkunst eingehen, sind uns für das europäische Mittelalter nicht in der Form überliefert, daß wir die direkte Übernahme eines bestimmten Rezepts beweisen können. Neben einigen aus historischen Quellen geschlossenen möglichen Abhängigkeiten der westeuropäischen von der maurischen Küche im Zusammenhang mit

der Zuckerbäckerei sind es vor allem die Namen verschiedener Zutaten und einiger Gerichte, die auf eine arabische oder orientalische Herkunft hinweisen. Zu nennen sind z. B. u. a. Aubergine (Melanzane), Kandis, Marzipan und Sorbet.

Es sind wohl vor allem drei Wege, auf denen die arabische Küche bzw. die Nahrungsmittel aus der arabischen Welt in das mittelalterliche Abendland gekommen sind. Es handelt sich um Kontakte, die über die iberische Halbinsel, Sizilien und Italien und über den Balkan verliefen. Die iberische Verbindung läßt sich wohl vor allem an der Zuckerbäckerei belegen. Die Übernahme von Zutaten aus der arabischen Welt in die italienische Küche und von ihr aus dann auch in die französische haben Elisabeth Vollenweider und Maxime Rodinson verschiedentlich nachgewiesen. Eine gewisse Rolle in der Verbreitung der arabischen Kochkunst hat auch die arabische Medizin, hier vor allem die Diätetik gespielt. Besonders die Schule von Salerno hat von der arabischen Ernährungslehre profitiert. Über den Balkan kamen mit der Expansion des Osmanischen Reiches vor allem türkische Gerichte und Zutaten, die ihrerseits aber wiederum von arabischen kulinarischen Traditionen beeinflusst waren.

Griechische Buchproduktion in Italien im 15. Jahrhundert. Voraussetzungen und Anfänge

HERBERT HUNGER, WIEN

Die Einführung einer Schrift und die Fähigkeit, sie für literarische Denkmäler zu verwerten, wurden stets als wichtige Schritte in der kulturellen Entwicklung eines Volkes/Landes angesehen. Kontakte benachbarter Völker auf höherer Ebene führten zumeist zu einer über die Kommunikationsfunktion hinausgehenden Einschätzung von Schrift und Sprache. Die Literatur und die Literatursprache wurden zu legitimen Vertretern der vornehmlichen Eigenschaften eines Volkes, seiner Gesellschaft und Kultur.

Dies gilt auch für Griechen und Römer, die für die europäische Kulturgeschichte maßgebenden Völker des Mittelmeerraumes. Das *Imperium Romanum* der Kaiserzeit erstreckte sich über den gesamten Mittelmeerraum und war zugleich ein Reich zweier Sprachen, der lateinischen und der griechischen. Die *Graecia capta* des Horaz war zu politischer Ohnmacht verurteilt, wußte aber in manchen Bereichen ihre Überlegenheit zu wahren. Natürlich spielte die ethnische Zusammensetzung der verschiedenen Provinzen eine große Rolle. Im Osten hatte das Griechentum von vornherein eine günstigere Ausgangsstellung als im Westen. Das zeigt z. B. ein Vergleich der fast nur aus Ägypten stammenden erhaltenen Papyri: Die griechischen Papyri haben gegenüber den lateinischen eine zahlenmäßige Überlegenheit, die – grob geschätzt – vielleicht 100:1 ausmacht. Schon in den Jahrhunderten der Spätantike kann man – etwa in der Verwaltungssprache und im Rechtsleben, wo das Latein obligat war – einen Rückgang dieser Sprache im Osten beobachten. Der zeitlich jüngste Teil des Corpus Justinians, die Novellen, ist nicht mehr lateinisch, sondern fast durchgehend griechisch gefaßt, und in Byzanz sollten die 60 Bücher griechischer Basiliken die Masse des römischen Jus ersetzen. Im oströmischen Reich, das seit dem Frühmittelalter, etwa seit dem 7. Jahrhundert, ein griechisches Reich wurde, verlor das Latein immer mehr an Boden, was man schon aus jenen Sachbüchern ersieht, die lateinische *termini technici* dem Publikum eigens zu erklären versuchten.

Freilich spielte für die Sprachenfrage auch die politische Geschichte eine entscheidende Rolle, die in dem seit Theodosios I. endgültig geteilten Reich einen verschiedenen Lauf nahm. Während Byzanz, wenn auch unter Einbuße so mancher Provinzen und nur unter Aufbietung aller diplomatischen Möglichkeiten, den Ansturm der Germanen aus dem Norden und der Araber aus dem Osten abzuwehren bzw. abzulenken verstand, erlag das Westreich im 5. Jahrhundert den im Rahmen der Völkerwanderung einströmenden Aggressoren. Für Italien blieb der von Kaiser Justinian unter gewaltigem Aufwand durchgeführte Restaurationsversuch der römischen Herrschaft ephemere. Mit dem Vormarsch der Langobarden vom Norden her und später der Araber im Süden konnte sich die antike Kultur in Italien nur mehr punktuell, etwa in einzelnen Klöstern, halten. Obwohl im frühmittelalterlichen Rom und in Süditalien, vor allem im Rahmen der Kirche, Griechen noch immer präsent waren, schwand allmählich die Bindung an die östliche Heimat. Die Kenntnis der griechischen Sprache ging – mit Ausnahme von Teilgebieten Apuliens und Kalabriens – immer mehr zurück.

Zur Entfremdung von West und Ost im Mittelalter trug auch die Kirchengeschichte nicht wenig bei. Die ursprünglich geringfügig erscheinenden dogmatischen Differenzen wurden durch politische Reibungen (Konkurrenz in Unteritalien) und kulturelle Entfremdung in ihrer Wirkung verstärkt und führten schließlich zu dem bekannten Schisma von 1054. Die Kreuzzüge boten wiederholt Gelegenheit zur Vervielfachung der Gegensätze, die von der allgemeinen Mentalität auf die Praxis des Alltags übergriffen. Freilich gab es auch Stimmen, die zu Versöhnung und Vernunft, ja zur Wiederherstellung der Kirchenunion aufriefen.

So manche Byzantiner erkannten im 13. und 14. Jahrhundert, daß man das Latein und die lateinische Literatur brauchte, nicht nur zu Zwecken der Kommunikation, so in der Diplomatie, wenn es galt, zweisprachige Auslandsschreiben aufzusetzen, und insbesondere im täglichen Umgang mit den Funktionären und Handelsleuten aus den italienischen Republiken Venedig, Genua und Pisa, sondern auch als Theologe und Philosoph. So entstand damals eine ansehnliche Übersetzungsliteratur, die vor allem mit den Namen Maximos Planudes, Demetrios und Prochoros Kydones verknüpft war. Vieles davon liegt heute noch ungedruckt in den griechischen Handschriften europäischer Bibliotheken. Die Scholastik aber wurde so im Osten für die theologisch-philosophischen Diskussionen präsent. In Italien hielt man im selben 14. Jahrhundert Boccaccio für den ersten Eu-

ropäer, der aus persönlichem Interesse Griechisch lernte. Tatsächlich gab es schon in der Frühzeit des Humanismus interessierte Vorläufer wie Barlaam aus Kalabrien, der im Hesychastenstreit und als Gegner des Gregorius Palamas in Byzanz hervortrat, in Italien aber Petrarca in die Grundbegriffe des Griechischen einführte. Leontios Pilatus war es zu verdanken, daß die beiden Archegeten des Humanismus in Italien, Petrarca und Boccaccio, mit Hilfe von wörtlichen Übersetzungen ins Lateinische die Ilias und die Odyssee in Griechisch lesen konnten. Der byzantinische Humanist und Diplomat Nikolaos Sigeros konnte aufgrund seiner Lateinkenntnisse die Übersetzung des *Somnium Scipionis* des Macrobius durch Maximos Planudes verbessern. An Petrarca sandte Sigeros einen Homer-Codex; das Dankschreiben aus Mailand von 1354 ist erhalten, ebenso wie der genannte Codex in der Biblioteca Ambrosiana.

Ziel des Beitrages ist es, zu zeigen, welche Bedeutung die griechische Buchproduktion in Italien, ausgehend von den bescheidenen, soeben erwähnten Anfängen des Interesses für die griechische Sprache und Literatur, für die Überwindung der alten Entfremdung und Trennung von Ost und West hatte. Daß die Herstellung und Verbreitung griechischer und lateinischer Texte der Antike einen wesentlichen Baustein von Humanismus und Renaissance in ganz Europa bildete, ist seit langem bekannt und unbestritten. Die besonderen Bedingungen, unter denen diese Buchproduktion vor sich ging, die Schwierigkeiten, die sich diesem eminent wichtigen kulturellen Prozeß entgegenstellten, scheinen hingegen der Aufklärung zu bedürfen.

Westliche Bergleute auf dem Balkan und im Ägäisraum im 14. und 15. Jahrhundert

KLAUS-PETER MATSCHKE, LEIPZIG

Der bestimmende westliche Einfluß auf den südosteuropäischen Bergbau des hohen und späten Mittelalters ist eine unbestreitbare Tatsache. Er zeigt sich in der serbischen und türkischen Bergbaugesetzgebung und in der balkanischen Bergbauterminologie, von ihm zeugen archäologische Reste in verschiedenen Bergbauorten Südosteuropas, besonders in Novo Brdo, und schriftliche Aussagen in verschiedenen Reisebeschreibungen und diplomatischen Berichten. Die Menschen, die diesen Einfluß ausübten, die ihre Sprache, ihre Rechte und ihre Lebensgewohnheiten aus den Bergbauzentren Mitteleuropas mitbrachten, um im europäischen Südosten Erzlagerstätten zu erschließen und Silber, Gold und andere wertvolle Metalle zu gewinnen, sind dagegen historisch kaum zu fassen, es gibt keine Lebensläufe von ihnen, allenfalls Augenblicksaufnahmen ihrer Existenz, weit verstreut, kaum gesammelt, aufbereitet und ausgewertet. Die Aufgabe, das zu tun, wird dadurch erschwert, daß die einwandernden Bergleute nach wenigen Generationen in der autochthonen Bevölkerung aufgingen, daß es in den lateinischen, griechischen und slavischen Quellen zumindest diesen Anschein hat, und die Zuzügler nach kurzer Zeit nur noch schwer zu erkennen sind, selbst wenn sie sich eine besondere Stellung, eine besondere Sprache und besondere Lebensumstände bewahrt haben sollten. Auch die Leitworte *Saxoni*, *Sassi* sind nicht in jedem Fall ein sicherer Wegweiser zu mitteleuropäischen Bergleuten in den Bergbaurevieren und an den Umschlagplätzen von Edelmetallen im südosteuropäischen Raum. Einige wenige Belege finden sich in ragusanischen Archiven. Aus einem behördlichen Schreiben der Adriastadt vom September 1368 geht hervor, daß ein gewisser Chanus Petri Saxinouich über die Bergbaurechte und Bergbauanlagen in der Stadt Fojnica verfügt, die ihm bzw. seiner Familie vom bosnischen Herrscher für die Summe von 250 Pfund Silber dauerhaft übertragen worden waren und die er zusammen mit verschiedenen anderen Ragusaner Bürgern ausbeutete. Anlaß der gerichtlichen Vorladung des Hans von Sachsen sind nicht näher

beschriebene Auseinandersetzungen nach dem Verkauf eines Teils der Gruben und Ausrüstungen an seine Geschäftspartner. Nötig wird noch ein weiteres behördliches Einschreiten, weil sich ein Bruder des Verkäufers namens Niklas, Nickel geweigert hatte, die Transaktion zu akzeptieren. Die beiden Sachsen sind ausdrücklich als Bürger Dubrovniks ausgewiesen, ihre Einwanderung aus den serbisch-bosnischen Bergbaurevieren ist zwar nicht eindeutig nachweisbar, aber doch sehr wahrscheinlich.

Ein Formularbuch aus der Zeit König Johanns von Böhmen macht es wahrscheinlich, daß im frühen 14. Jahrhundert eine Gruppe Kuttenger Bergleute vom Herzog des Archipelagus, Niccolò I. Sanudo, zur Ausbeutung vermuteter Bodenschätze auf den Inseln Milos und Chios angeworben wurde. Ob sie ihre Arbeit vor Ort tatsächlich aufgenommen haben, läßt sich noch nicht genau sagen. Die nachweisbare Intensivierung des Bergbaugeschehens auf verschiedenen Inseln des Ägäisraumes im 14. und 15. Jahrhundert könnte aber für derartige Aktivitäten sprechen.

Schließlich enthält das Archiv des Herzogs von Kandia ein *pactum cum (a)minatoribus* aus dem Jahre 1364, demzufolge ein Beauftragter der venezianischen Regierung in Kuttenberg verschiedene Bergmeister und Bergleute für die venezianische Kolonie Kreta anwirbt, allerdings nicht zur Aufnahme von bergbaulicher Tätigkeit auf der Insel, sondern zu militärischer Unterstützung bei der Niederschlagung eines Aufstandes der Inselbewohner. Vier Jahre später findet in der Inselhauptstadt ein Prozeß gegen mehrere Personen *de Boemia* und einen Petrus Theotonicus/Todisco statt, denen die Beteiligung an einem Einbruch in die *Camera Communis* und am Raub von mehreren Säcken Geld vorgeworfen wird, deren Beutezug aber vielleicht nur der Beschaffung vorenthaltener Besoldungen dient. Durch die ausführliche Diskussion der genannten Quellenbelege soll nachgewiesen bzw. wahrscheinlich gemacht werden, daß

1. westliche Bergleute nicht nur in die Bergbaureviers Serbiens und Bulgariens einwanderten, sondern daß es Interesse und Verwendung für sie auch in der lateinischen Inselwelt der Ägäis und vielleicht sogar in den byzantinischen Restgebieten an ihren Küsten gab;
2. die Einwanderung dieser Bergleute sich nicht auf die Frühphase des Bergbauaufschwungs in Südosteuropa beschränkte, sondern sich zumindest bis weit in das 14. Jahrhundert hinein fortsetzte und vielleicht erst mit der osmanischen Besetzung dieses Raumes und seiner Bergbaureviers zum Stillstand kam;
3. Bergleute aus dem Westen nicht nur zum Abbau von Erzen und zur

Gewinnung von Edelmetallen angeworben wurden, sondern auch zu militärischen Aufgaben, als Sapeure und Kanoniere, und im Bedarfsfall sicherlich auch von der einen in die andere Tätigkeit überwechseln konnten;

4. sächsische Einwanderer im 14./15. Jahrhundert nicht nur als Bergarbeiter, sondern auch als Bergbauunternehmer und Edelmetallhändler eine Rolle spielten und als solche augenscheinlich in Dubrovnik/Ragusa und vielleicht in weiteren Balkanstädten Fuß fassen konnten;
5. die Einwanderung westlicher Bergleute in den südosteuropäischen Raum in starkem Maße, wenn nicht sogar vorzugsweise, organisierten Charakter trug, Element staatlicher Wirtschaftspolitik war und der Verstärkung oder Bewahrung wirtschaftlicher und politischer Positionen in einer Krisenregion diente.

Rezensionen

Stavroula Leontsini, Die Prostitution im frühen Byzanz (Dissertationen der Universität Wien 194) Wien: VWGÖ, 1989, 202 S.

Die Arbeit repräsentiert die gedruckte Dissertation einer Schülerin von Herbert Hunger. Sie widmet sich dem Teilbereich der Erforschung mittelalterlichen Alltags, die gerade in der modernen österreichischen Mediävistik sehr erfolgreich betrieben wird. Darauf bezogene neue Forschungsansätze tragen wesentlich dazu bei, daß die mittelalterliche Geschichte bzw. jene von Byzanz nicht mehr nur als die "Kaisergeschichte" und/oder "Institutionsgeschichte" betrachtet wird, sondern auch als die Geschichte der Menschen, die an ihrer Schöpfung und Entwicklung selbst beteiligt waren. Von diesem Standpunkt aus gesehen erscheint die Forschung Leontsinis als sehr aktuell.

Leontsini behandelt die frühbyzantinische PORNEIA und versteht darunter die weibliche Prostitution. Sie betont, daß es "ein wichtiges Motiv für die vorliegende Untersuchung war, überhaupt festzustellen, wie eine solche ganz vom Christentum geprägte und konservative Gesellschaft wie die (früh-)byzantinische speziell der Prostitution gegenüberstand, und wie sie sich darüber – und somit allgemein über Sexualität – äußerte, wofür aufgrund der wenigen Möglichkeiten, die sonst zur Verfügung standen, eben die Prostitution im Endeffekt als Anlaß fungierte" (S. 20 f.).

Im großen und ganzen ist das Buch sehr logisch konzipiert. Es geht von einem terminologischen Ansatz aus und versucht danach, die mit entsprechenden Begriffen bezeichneten historische Phänomene zu untersuchen. So beginnt Leontsini ihre Forschung mit der Analyse von "Decknamen", unter welchen Prostituierte in den historischen Quellen auftreten. Dies entspricht dem alten Phänomen, "aus dem Eigennamen auf das Wesen oder die Eigenschaften einer Person schließen zu können", wie dies auch in Byzanz sehr verbreitet war. Ferner beschreibt Leontsini die Orte der Berufsausübung (Bordelle, Räume) und die Stadttypen (Hafenstädte, Pilgerzentren), welche sich für die Ausübung des Gewerbes am günstigsten erwiesen. In den darauffolgenden Kapiteln analysiert sie den Werdegang einer Prostituierten, die Motive, welche dafür ausschlaggebend waren, das

öffentliche Auftreten der Frauen (Tracht, Benehmen), ihre Kunden, Nebenberufe und "Berufskrankheiten". Auch die gesellschaftliche Stellung der Prostituierten wird nicht vergessen (besonders in den Kapiteln über die materiellen Aspekte des Berufes und die Beziehungen zum staatlichen und kirchlichen Recht).

Als Quellenbasis dienen Leontsini Hagiographie, Patristik, Geschichtsschreibung, Rechtsquellen usw. Daß bis dato dem Thema wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden war, bezeugt der Mangel an entsprechender Sekundärliteratur.

Man muß grundsätzlich feststellen, daß die Aufgabe Leontsinis nicht leicht war. Die Schwierigkeiten beginnen bereits in bezug auf die Fragestellung und die Quellenkritik. Körperliche Liebe und sexuelle Beziehungen wurden in Byzanz kirchlich und staatlich nur als Mittel zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts betrachtet. Obwohl Prostitution sehr verbreitet war (und das zeigen Leontsinis Forschungen sehr deutlich), wurde sie nie als gleichberechtigte soziale Erscheinung aufgefaßt. Der Kuppler etwa erscheint in der byzantinischen Literatur selten, während er im römischen Drama zu den Hauptpersonen zählt. Auch ein Lysistrate-Typ ist in den byzantinischen literarischen Texten sehr schwer vorzustellen. Diese Besonderheit der byzantinischen Quellen wird indirekt auch in Leontsinis Untersuchung bewiesen: Die Kuppler werden fast ausschließlich in der Rechtsliteratur behandelt (vgl. Anm. S. 175–178, 182). Die öffentliche byzantinische Einstellung gegenüber der Prostitution spiegelt sich auch im Rahmen ihrer Bewertung in den Quellen wider: vorwiegend ist diese negativ. Das zeigt sich im gesamten von Leontsini herangezogenen Material, und vor allem in der Hagiographie. Die Verfasserin mußte nun diese negativ gefärbte Information gleichsam "positiv" umarbeiten, um historische Schlüsse ziehen zu können.

Ohne Einschränkung kann man das Buch als gut fundierte Sammlung des entsprechenden historischen Materials bezeichnen. Neben ihren unbestrittenen Vorzügen ist die Forschung Leontsinis allerdings nicht frei von mancher Problematik. Die erste (und wichtigste) ersehe ich im Umgang der Verfasserin mit ihren Quellen. Sie war bestrebt, ein möglichst umfassendes Bild der frühbyzantinischen Prostitution zu rekonstruieren und ordnet Beispiele aus den Quellen bestimmten Themenkreisen zu. Bei einer solchen Methode entsteht ein Bild, dessen historische Zuverlässigkeit allerdings sehr anzuzweifeln ist. Man kann z. B. keinesfalls sagen, inwieweit die von Leontsini beschriebenen Erscheinungen ("Tatsachen") für das

damalige Leben typisch waren. Vor allem muß betont werden, daß sich historische Forschung, und gerade wenn es sich dabei um Alltagsgeschichte handelt, in besonderem Maß mit der Wechselbeziehung zwischen Idee und Wirklichkeit bzw. auch zwischen dem Typischen (Gesetzmäßigen) und dem Zufälligen auseinanderzusetzen hat. Was die Wechselbeziehung zwischen Idee und Wirklichkeit betrifft, so steht die frühbyzantinische Prostitution als Kulturphänomen nicht gesondert. Mit Recht betont Leontsini die Tatsache, daß Prostitution von den Zeitgenossen anhand der schon vorhandenen antiken Vorbilder (und mit Anwendung antiker Ausdrucksformen) beschrieben wurde (S. 12). Bedauerlicherweise wird auf diesen Aspekt jedoch zu wenig Rücksicht genommen. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn sich Leontsini einer verstärkten Auseinandersetzung mit den Begriffen in ihrem jeweiligen Kontext gewidmet hätte. Nach einer solchen diachronischen Analyse (unter der Bedingung, daß jeder Fachterminus im Kontext seiner Quellen interpretiert wird), wäre es dann wohl leichter gefallen, zu bestimmen, ob es sich z. B. bei der Bezeichnung von Bordellen als MASTROPOEION und CHAMAITYPEION nur um hochsprachliche Begriffe handelte, oder dabei eine besondere stilistische Belastung des Wortes beachtet werden mußte (vgl. z. B. S. 55–56, über die Kontexte s. z. B. S. 89, Anm. 16). Die Vorbilder der Prostituierten waren darüber hinaus den mittelalterlichen Autoren nicht nur aus der Antike bekannt. Das Bild der reuigen Sünderin kommt im Alten und Neuen Testament vor, etwa die Hure Rahab oder Maria Ägyptiaca (vgl. S. 158, Anm. 97). Und hier muß auch auf die Frage nach Gesetzmäßigem und Zufälligem eingegangen werden, wobei man die Informationsmöglichkeiten der verschiedenen Quellenarten zu bestimmen hat. Geht man von den Forschungsansätzen von A. Kazhdan¹ aus, dann kann man sehen, daß jeder Text einen bestimmten Adressaten (ein Leserauditorium) hatte, der die Themenauswahl beeinflusst hat. Die Berücksichtigung dieser Adressaten und des Argumentationstyps einer Quelle ist das, was der Gattungskategorie eines mittelalterlichen Textes zugrunde liegt. Jede literarische Gattung beschreibt das historische Ereignis von ihrem spezifischen Standpunkt aus, wobei bestimmte Details eines Ganzen erwähnt werden. Deshalb wäre es auch wünschenswert gewesen, zu zeigen, welche Details in der Beschreibung der frühbyzantinischen Pro-

¹ A. P. Kazhdan, Der Mensch in der byzantinischen Literaturgeschichte. In: JÖB 28 (1979) 9; K. D. Seemann, Zum Weltlichen und Geistlichen in der altrussischen Literatur. In: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 25 (1978) 338–340.

stituierten in den verschiedenen Quellengattungen regelmäßig(er) vorkommen (vgl. das Beispiel der gesetzlichen Heirat einer Prostituierten, wovon sowohl in einer Vita als auch in der Weltchronik erzählt wird, S. 143).

Schließlich sei auf einige Ungenauigkeiten des Buches hingewiesen: S. 39: Ich bin nicht sicher, ob man GAEITANA mit GAITANI in Verbindung zu setzen hat. Vielleicht ist die Bedeutung dieses Wortes von syr. GeUTHa' "gloriose vivens", "superbus" herzuleiten, was seinerseits in den Zusammenhang des angeführten Beispiels paßt. S. 110: Meines Erachtens sollte man EPE:RO:SAN "verleiten" (vgl. Pape, Griechisches Wörterbuch, v. s. l.) nicht als "verstümmeln" übersetzen. Im Zusammenhang geht es um die Leute, die Verhütungsmittel verwendet haben und deshalb ihre menschliche Natur "verleiteten" (- überlisteten). Sie haben sie jedoch nicht "verstümmelt" (vgl. OUK ANELONTES TECHTHEN-TAS TOUS PAIDAS, ALLA ME:DE PHYNAI TE:N ARCHE:N SYN-CHO:RE:SANTES). Darüber hinaus wäre es ratsam gewesen, allen Quellenbeispielen eine Übersetzung beizufügen. Letztendlich ist es bedauerlich, daß die Arbeit kein Wort- und Sachregister enthält.

Nikolaj I. Serikoff, Moskau (z. Z. Hamburg)

Dorothee Rippmann, Bauern und Städter: Stadt-Land-Beziehungen im 15. Jahrhundert. Das Beispiel Basel, unter besonderer Berücksichtigung der Nahmarktbeziehung und der sozialen Verhältnisse im Umland (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 159) Basel und Frankfurt/Main: Verlag Helbing & Lichtenhahn 1990.

Das Problem der Stadt-Land-Beziehungen findet seit langem Interesse, schon bei den Ökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts. Für Karl Marx war das Verhältnis von Stadt und Land ein Schlüssel zur Analyse des Kapitalismus; für Johann Heinrich von Thünen, neben Marx der größte deutsche Volkswirtschaftler des 19. Jahrhunderts (Braudel), war die Stadt in der Ebene das Modell für Wirtschaft schlechthin. Auch in der von Christaller begründeten Zentralitätsforschung spiegelt sich die Prominenz des Themenkomplexes. Seit 1945 hat sich die west- und ostdeutsche Stadtgeschichte zunehmend mit der empirischen Untersuchung von Land-Stadt-Beziehungen befaßt. Im Zentrum standen dabei vor allem Fragen des bürgerlichen Landbesitzes, des Strebens nach Territorialherrschaft im städtischen Umland oder die Frage nach der Rolle von Städten

als Nahmärkte und nach der Rolle des Umlandes als Ressource der Versorgung der Städte. Die wohl am meisten verbreitetste Methode war und ist in diesem Zusammenhang jene der lokal oder regional begrenzten Fallstudie.

Auch Dorothee Rippmann bedient sich in ihrem Buch 'Bauern und Städter' dieses Ansatzes, sie beschäftigt sich mit dem Problem der Land-Stadt-Beziehungen am Beispiel der Stadt Basel. Rippmanns Arbeit besteht aus zwei ziemlich deutlich voneinander getrennten Hauptteilen. Im zweiten Teil beschäftigt sich Rippmann – sozusagen *regula artis* – in eher traditionellen, von der bisherigen Land-Stadt-Beziehungs-Forschung bereits weitgehend vorgegebenen Formen mit den Beziehungen eines Baseler Kaufmannes zum Umland und mit den Sozial- und Besitzstrukturen im Baseler Umland. Auf der Basis einer vergleichsweise guten Quellenlage gelingt Rippmann eine eindrucksvolle Darstellung des Problemkomplexes. Sie vermehrt damit zweifelsfrei jene Einsichten, die etwa am Beispiel der Analyse südwestdeutscher Städte bereits gewonnen wurden. Hervorzuheben ist – und dies unterscheidet diese Arbeiten von vergleichbaren anderen –, daß in ihrer Darstellung nicht nur die Perspektive der 'Stadt' gewählt wurde, sondern daß auch die ländlichen Milieus des Umlandes ausführlich berücksichtigt werden.

Gerade für eine alltags-, kultur-, und mentalitätsgeschichtlich interessierte Sozialgeschichte ist aber der erste Teil von Rippmanns Arbeit von noch weitaus größerem Interesse. Hier gelingt es, die Grenzen des traditionellen Kanons der Forschungsansätze zu den Land-Stadt-Beziehungen durch die konzise Erschließung und Analyse einer sonst kaum berücksichtigten Quelle, der Baseler Glückshafen Rodel, zu überschreiten. Anlässlich der in Basel stattfindenden Messen wurden – wie an anderen Orten auch – Lotteriespiele veranstaltet, wohl um eine zusätzliche Attraktion zur Messe selbst zu bieten. Während nun ansonsten der Nachweis für derartige Lotteriespiele meist lediglich durch überlieferte Ausschreibungsbriefe und ähnliche Quellen erbracht werden kann, haben sich für Basel die Listen mit den Teilnehmern am Glückshafen erhalten. Diese umfangreiche Quelle (über 23.000 Einträge zu Loskäufern) wurde – nach einer Stichprobenziehung – von Rippmann mit Hilfe quantitativer Methoden analysiert. Der Informationsreichtum dieser Quelle erlaubt nun – unter der wohl zurecht getroffenen Annahme, daß die Teilnehmer am Glückshafen selbst wieder eine Stichprobe aus allen Messebesuchern bilden – einen bisher kaum in dieser Dichte gegebenen Eindruck vom 'realen' Publikum der Messen. Dies

ist insofern von außerordentlichem Interesse, als in der wirtschaftshistorischen Literatur meist lediglich die 'Händler' und 'Kaufleute' berücksichtigt wurden.

Nach Rippmanns Analyse der Berufszugehörigkeit – sie berücksichtigt nur die auswärtigen Teilnehmer am Glückshafen – repräsentieren die Messebesucher nahezu das gesamte soziale Spektrum der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Von hohem Interesse ist auch das Ergebnis, daß ca. 30 Prozent der auswärtigen Teilnehmer Frauen waren. Rippmann sieht diesen Umstand zurecht als einen (weiteren) Beleg dafür an, daß Frauen im Spätmittelalter nicht auf eine bloß 'häusliche' Rolle reduziert waren.

Die Auswertungen der geographischen Herkunftsbezeichnungen erlauben es Rippmann nicht nur, Rückschlüsse auf das Basler Um- und Hinterland zu ziehen, sondern bilden einen ungemein wertvollen Beitrag zur Sozialgeschichte der temporären Migration im Spätmittelalter, ein Problembe- reich, der sich aufgrund typischer Quellenlagen einer systematischen Analyse weitgehend entzieht.

In diesem Sinn handelt es sich bei Rippmanns Buch um eine regional- und lokalgeschichtliche Arbeit, die zu weit über das Lokale hinaus reichenden, bedeutsamen sozialgeschichtlichen Ergebnissen gelangt ist.

Albert Müller, Wien

MEDIUM

AEVUM

QUOTIDIANUM

27

HERAUSGEGEBEN VON GERHARD JARITZ

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DER KULTURABTEILUNG
DES AMTES DER NIEDERÖSTERREICHISCHEN LANDESREGIERUNG

Titelgraphik: Stephan J. Tramèr
Satz und Korrektur: Birgit Karl und Gundi Tarcsay

Herausgeber: Medium Aevum Quotidianum. Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters. Körnermarkt 13, A-3500 Krems, Österreich. – Für den Inhalt verantwortlich zeichnen die Autoren, ohne deren ausdrückliche Zustimmung jeglicher Nachdruck, auch in Auszügen, nicht gestattet ist. – Druck: KOPITU Ges. m. b. H., Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1050 Wien.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
STEPHAN J. TRAMÈR, Zum neuen 'Gesicht' von "Medium Aevum Quotidianum"	9
WOLFGANG SCHILD, Der griesgrimmige Löwe als Vor-Bild des Richters	11
VERENA WINIWARTER, Landwirtschaftliche Kalender im frühen Mittelalter. Überlegungen zum Fortleben antiken Bildungsgutes und zu seinen Funktionszusammenhängen	33
JÜRIG ZULLIGER, Bernhard von Clairvaux als Redner	56
KATHARINA SIMON-MUSCHEID, Konfliktkonstellationen im Handwerk des 14. bis 16. Jahrhunderts	87

KOMMUNIKATION ZWISCHEN ORIENT UND OKZIDENT. ALLTAG UND SACHKULTUR

Kurzfassungen der Kongreßreferate

RALPH-JOHANNES LILIE, Die Handelsbeziehungen zwi- schen Byzanz, den italienischen Seestädten und der Levante vom 10. Jahrhundert bis zum Ausgang der Kreuzzüge	110
TELEMACHOS LOUNGHIS, Die byzantinischen Gesandten als Vermittler materieller Kultur vom 4. bis ins 11. Jahr- hundert	113
SOPHIA MENACHE, The Transmission of News in the Per- iod of the Crusades	116
NORMAN A. DANIEL (†), Impediments to the Transmission of the Cultural Influence of Islam to Western Europe in the Middle Ages	119
ULRICH REBSTOCK, Angewandtes Rechnen in der islami- schen Welt und dessen Einflüsse auf das Abendland	122

DAVID A. KING, Astronomical Instruments between East and West	125
ANDREW M. WATSON, The Imperfect Transmission of Arab Agricultural Innovations into Christian Europe	131
WOLFGANG VON STROMER, Die Vorgeschichte der Nürnberger Nadelwaldsaat von 1368 – iberisch-islamische Überlieferung antiker Forstkultur	133
ULRICH HAARMANN, Waffen und Gesellschaft im spätmittelalterlichen Ägypten	137
TAXIARCHIS G. KOLIAS, Wechselseitige Einflüsse zwischen Orient und Okzident im Bereich des Kriegswesens	139
YEDIDA K. STILLMAN, The Medieval Islamic Vestimentary System: Evolution and Consolidation	141
FRIEDRUN R. HAU, Die Chirurgie und ihre Instrumente in Orient und Okzident vom 10. bis 16. Jahrhundert	143
PETER DILG, Materia medica und therapeutische Praxis um 1500. Zum Einfluß der arabischen Heilkunde auf den europäischen Arzneischatz	147
PETER HEINE, Rezeption der arabischen Kochkunst und Getränke in Europa	150
HERBERT HUNGER, Griechische Buchproduktion in Italien im 15. Jahrhundert. Voraussetzungen und Anfänge	152
KLAUS-PETER MATSCHKE, Westliche Bergleute auf dem Balkan und im Ägäisraum im 14. und 15. Jahrhundert	155

Rezensionen:

Stavroula Leontsini, Die Prostitution im frühen Byzanz (Nikolaj Serikoff)	158
Dorothee Rippmann, Bauern und Städter (Albert Müller)	162

Vorwort

Das vorliegende Heft von *Medium Aevum Quotidianum* folgt einerseits etablierten Traditionen, andererseits wird versucht, in manchen Bereichen neue Maßstäbe zu setzen und Veränderungen zu initiieren. Der wohl augenfälligste Wandel ist das neue 'Gesicht' der Zeitschrift, welches wir schon seit längerer Zeit zu verwirklichen gewünscht hatten. Einer glücklichen Verbindung zu dem für die Basler Denkmalpflege tätigen Graphiker Stephan J. Tramèr haben wir es zu verdanken, daß eine unserer Ansicht nach sehr gelungene Visualisierung der Anliegen der Gesellschaft und damit auch der Zeitschrift *Medium Aevum Quotidianum* entstanden ist. Wir danken Herrn Tramèr auch, daß er sich bereit erklärt hat, uns einige Gedanken zur Entstehung der Titelgraphik zu überlassen (S. 9 f.).

Ein größerer Teil des vorliegenden Heftes ist den Kurzfassungen der Referate gewidmet, welche anlässlich des von *Medium Aevum Quotidianum* gemeinsam mit dem *Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit* der Österreichischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Kongresses "Kommunikation zwischen Orient und Okzident. Alltag und Sachkultur" (Krems, 6. bis 9. Oktober 1992) gehalten werden. Wir danken den Referenten für Ihre Bereitschaft, uns Abstracts zur Verfügung zu stellen.

Die vier, den Kurzfassungen der Referate vorausgehenden Beiträge sollen im besonderen zeigen, in welche unterschiedlichen Richtungen alltagsgeschichtliche Forschung zu sehen und zu gehen hat, wenn sie versuchen will, breite, interdisziplinäre Ansätze zu verwirklichen. Wenn auch keiner der Aufsätze dem folgt, was wir vielleicht eine typische alltagsgeschichtliche Problematik nennen würden, so zeigen sie dennoch beispielhaft und in signifikanter Weise, wie vielschichtig Fragestellungen sein können, welche zumindest indirekt für die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters relevant sein können. Sie vermitteln, auf welcher differenzierte Weise an diese Fragen herangegangen werden kann, und damit auch die Verschiedenartigkeit der Methoden, deren Anwendung in jedem Fall zu wichtigen neuen Erkenntnissen zu führen imstande ist.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft werden vielleicht mit einiger Überraschung den Erhalt des Heftes 26 von *Medium Aevum Quotidianum* zur

Kenntnis genommen haben, eines Bandes, den wir bis dato auch noch nicht in unseren Vorausschauungen angekündigt hatten. Der schnelle Entschluß, dieses Heft in unserer Reihe aufzunehmen, ergab sich einerseits daraus, daß von Manfred Thaller, dem Herausgeber der *Halbgrauen Reihe zur Historischen Fachinformatik*, ein diesbezügliches Angebot vorlag. Andererseits zeigt gerade die jüngere Entwicklung mancher Tendenzen in der Mediävistik, daß dem Bild als Quelle und seiner adäquaten Analyse in vieler Richtung immer stärkere Bedeutung zugemessen wird. Gleichzeitig ist die Weiterentwicklung von Methoden der digitalen Bildverarbeitung und ihre verstärkte Anwendung in den historischen Wissenschaften – nicht nur in der Kunstgeschichte – ein international an vielen Orten zu erkennendes Phänomen, an dem gerade auch eine Alltagsgeschichte des Mittelalters, welche der Interpretation von bildlicher Überlieferung starkes Augenmerk zuwendet, nicht vorübergehen kann. Wir hielten es deshalb für legitim, den Band aufzunehmen, auch wenn er sich nur peripher mit konkreter Anwendung der neuen Methoden auf alltagsgeschichtliche Analyse auseinandersetzt.

Auf Grund dieses Einschubes hat sich der bereits angekündigte Erscheinungstermin des Sonderbandes 2 von *Medium Aevum Quotidianum* etwas verschoben. "The Politics of Cruelty in the Ancient and Medieval World" wird daher voraussichtlich erst im Laufe des Novembers erscheinen und zum Versand gelangen.

Gerhard Jaritz

Zum neuen 'Gesicht' von "Medium Aevum Quotidianum"

STEPHAN J. TRAMÈR, BASEL

Ich bin vom Herausgeber gebeten worden, einige Gedanken zu meinem Entwurf des neuen Titelblattes der Zeitschrift "Medium Aevum Quotidianum" zu äußern. Ich ging davon aus, bloß eine ungefähre Ahnung darüber zu haben, was die Realienkunde des Mittelalters genau bedeuten könnte. Wie soll ich ihr also ein passendes 'Gesicht' zuweisen?

Da ich zeitweilig in der Bauforschung der Basler Denkmalpflege tätig bin, stellte ich mir vor, daß die Realienkunde dort beginnt, wo unsere Hausforschung etwa aufhört. Es sind Verknüpfungen von Fakten und deren Interpretationsversuche. Wo aber hört die strenge Wissenschaft auf und wo beginnen die subjektiven, zeitbedingten Fahrlässigkeiten der phantasiereichen Modifikationsprozesse? Wir untersuchen alte Häuser und ihre Einzelteile, wie Gebälkssysteme, die Wachstumsschübe und ihre jeweiligen Mauercharaktere. Wir analysieren und sortieren. Was wir immer besser zu kennen glauben, sind aber oft zu vereinbarten Begrifflichkeiten kompositierte Ablagerungen, Rückstände längst vergangener sozioökonomischer und kultureller Verhältnisse, deren Geschmack – wortwörtlich – verduftet ist.

Und sind es nicht gerade die Düfte, welche in uns die wirkungsreichsten Erinnerungsschocks auszulösen vermögen? Plötzlich werden lang zurückliegende Realitäten wieder unverschämt gegenwärtig. Der Duft eines Misthaufens, unverändert durch alle Epochen hindurch sich treu bewahrend, verbindet mich mit allen Düften aller Misthaufen der Geschichte. Und was dem Misthaufen bekannterweise vorausgeht, ist das Essen. So stelle ich mir die Realienkunde vor, daß ich mich in die alltäglichen Befindlichkeiten der Menschen, die vor uns gelebt haben, einarbeite. Die Notwendigkeit zu essen verbindet mich mit allen Geschlechtern. Nur, war das früher nicht oft mehr Mühe als Genuß? Mit der gewohnten Addition von netten Versatzstücken aus dem Folklorealbum des Mittelalters kann ich das nicht ausdrücken. Ich möchte aber diesen Duft des Mittelalters optisch und gefühlsmäßig zugleich zur Darstellung bringen.

Da finde ich in vielen Unterlagen die Abbildung eines uralten Holztellers, oder zumindest das Bild von dem, was von ihm übriggeblieben ist. Den Rest hat die Zeit schon selber aufgegessen. Der Teller drückt für mich aus, was wir trotz aller minutiöser Bauuntersuchung nie entdecken können: den Odem des alltäglichen Lebens, das sich zwischen den von uns auf Millimeterpapier verzeichneten Gemäuern abgespielt hat. Der Teller wird zum Zeichen dafür, wie die Realienkunde, wie ich sie hier verstehe, versucht, über die Grenzen der Verfügbarkeiten der rein materiellen Archäologie hinauszugehen und in die in der Zeit verborgenen Alltäglichkeiten der Geschichte einzudringen. Was kann ich nun mit diesem Teller anfangen? Ich wende das Photo um neunzig Grad und merke plötzlich, daß die Bruchkante dieses Holzobjektes dem Profil eines Menschen auffallend ähnlich ist.

Da stöbere ich wieder in einem Berg von Unterlagen, um Augen zu finden, die für diesen 'Kopf' passen würden. Die romanischen Figuren haben doch manchmal diesen wie auf Unendlich eingestellten Drillbohrerblick. Da finde ich die Umzeichnungen von auf mittelalterlichen Pilzkacheln reliefartig abgebildeten Köpfen. Das sind genau die Augen, die den rechten Blick aus der Tiefe der Geschichte aufzuweisen schienen. Das linke Auge klebe ich in den Teller, das andere dorthin, wo der verlorene Tellerteil zu ergänzen wäre. Diese Rekonstruktion bewerkstellige ich mit dem Kreis, der Metaphorik der wissenschaftlichen Arbeit sozusagen. Jetzt blickt der Teller seitwärts und direkt auf mich. Dieser Widerspruch könnte auch passend sein. Das einfache Schwarz-Weiß-Schema deutet auf die Abstraktionsarbeit hin, die laufend getan werden muß, um nicht in anekdotische Geschichtsforschung zu verfallen. Nun füge ich längs der senkrechten Mittelachse des Blattes eine Schrift hinzu, die einfach und klar sein soll. Das Wort "Quotidianum" greift zudem formal mit seinen beiden "O" dem Kreis voraus. So ist das 'Alltägliche' des Mittelalters auch typographisch verankert.